# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

**Nr. 9** Leipzig, den 25. Februar **1892**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1359 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

**Inhalt:** Ein halb vergessenes Stück Christentum: 5. Die Kunst, den Bruder zu kennen — Versuch einer neuen Formulirung des alten evangelisch-reformatorischen Heilsglaubens an Jesus: Artikel 7: Das ganze Heil als Werk Gottes des Vaters und die durch diesen der Heilandsgnade Jesu verliehene Allmacht; Artikel 8: Die schlechthin göttliche Art des Heils und seiner Geber, Quellen und Besitzer — Altgriechische Frömmigkeit — Die Raiffeisenschen Vereine in ihrer Bedeutung für die christliche Gemeinde — Die Kirche zu Mollwitz: 3; 4; 5 — Ein Simultangottesdtenst in der guten alten Zeit — Zum Kampf um das preußische Volksschulgesetz: Kundgebung des Zentralvorstandes des Evangelischen Bundes — Verschiedenes: Zur Charakteristik der Simultanschule in Baden; Vom Protestantenverein; Bibelkenntnis unsrer Gebildeten — Quittung — Anzeigen

## Ein halb vergessenes Stück Christentum

### 5. Die Kunst, den Bruder zu kennen

Er kannte sie alle. Joh. 2, 25.

Wir gehen da von einem Worte aus, das freilich nicht vom Kennen und Erkennen der Gläubigen, sondern der Ungläubigen redet. Oder vielmehr vom Erkennen derer, die nicht recht glauben. Es wird uns nämlich an jener Stelle erzählt, daß Jesus zu Jerusalem in den Osterfesttagen bei vielen Glauben fand um der Zeichen willen, die er that. Aber Jesus vertraute sich ihnen nicht, denn er kannte sie alle und bedurfte nicht, daß ihm jemand Zeugnis gäbe über einen Menschen, denn er erkannte selbst, was in dem Menschen war.

Was das für ein Glaube war, dem Jesus nicht traute, ist leicht zu sagen. Derselbe Glaube, den jene hatten, die ihn wollten zum Könige machen nach der wunderbaren Speisung, er aber entwich vor ihnen in die Einsamkeit (Joh. 6, 15). Jesus besaß darnach die Gabe, die Geister zu erkennen, den schnellen Beifall einer erregten Menge, den Zulauf aus selbstsüchtigen, irdisch-menschlichen Motiven von der aufrichtigen Hingabe an seine Person und Sendung zu unterscheiden. Wie er dort in großartiger Zurückhaltung dem Scheinglauben gegenüber seine Menschenkenntnis beweist, so hat er sie erst recht seinen wahrhaften Gläubigen gegenüber: Ich erkenne die Meinen, wie mich mein Vater kennt (Joh. 10, 14 f.).

Ist ein gleiches Kennen und Erkennen auch den Christen unter einander möglich? Ohne Zweifel ist im Leben wie für unser Nachdenken dies das oberste Hindernis christlicher Bruderliebe, daß wir uns sagen: Ja, wie erkenne ich aber meinen Bruder? Es ist ja unmöglich, aus allen den falschen und halben Christen die echten und ganzen herauszufinden! Und wie soll ich den schwachen Bruder unterscheiden von dem, der schon kein Christ mehr ist, den starken von dem Selbstgerechten und Heuchler? — Nun, das ist eben die Kunst, die ein Christ verstehen muß. Der Apostel Johannes schreibt an seine Gläubigen: Ihr wisset alles (1. Joh. 2, 20). Und Paulus sagt: Der geistliche Mensch richtet alles (1. Kor. 2, 15). Selbstverständlich ist da den Christen kein allgemeines grenzenloses Wissen zugesprochen, sondern es ist ein Wissen und Urteilen gemeint, das sich auf geistliche Dinge, auf Sachen des Glaubens richtet. Was zum Heile zu wissen notthut, was er zum Christsein bedarf, das alles weiß und begreift ein Christ. Und ebendazu gehört doch, wenn anders die christliche Bruderliebe wirklich ein Stück vom Wesen des Christentums ist, das Kennen und Erkennen des Bruders.

Das Herausfinden christlicher Glaubens- und Gesinnungsgenossen aus der großen Menschenmenge wird noch heute dort am leichtesten sein, wo wie in der ersten Christenzeit Christgläubige inmitten einer ungläubigen Bevölkerung leben. Wenn ich z. B. in Ostindien bin, also unter einem verhältnismäßig gebildeten und gesitteten Heidenvolke, und ich wohne etwa einem Hakenfeste bei, wie es erst neulich wieder stattfand, und ich sehe das Opfer eines falschgläubigen Fanatismus, den Menschen mit den Haken im Leibe da oben schwingen und Blumen herabwerfen, die Menge um den Wagen herum rasen und jauchzen und nach den Heiligtümern haschen, die Priester klug und habsüchtig das Ganze leiten — ja, da wird mein Herz von Nächstenliebe brennen, von Mitleid mit solchem Aberglauben, von Verlangen, daß das Licht des Evangeliums auch in das Herz dieser armen Heiden warm und hell hineinscheinen möchte: aber keine Anwandlung von Bruderliebe wird da möglich sein, sondern eine weite Kluft des Empfindens, Begreifens, Urteilens, Strebens und Handelns wird mich von ihnen trennen.

Treffe ich aber im Heidenlande Christen, Getaufte, so wird sich ja leicht mit Klarheit ergeben, ob ich aufrichtige Jünger des Meisters vor mir habe oder nicht. Im gemeinsamen Mitleid mit den Heiden, im Zorn und Abscheu vor allen Greueln ihrer Religion, in dem lebhaften Gefühl des Vorzugs der unsrigen werden wir uns rasch finden, wenn sie es sind, während ich im andern Falle nur zu schnell Ursache haben werde, mich traurig von ihnen zurückzuziehen. Denn in wem unter so tausendfacher Veranlassung sich das christliche Selbstbewußtsein nicht rührt, der kann kein Christ sein.

Anders in der Heimat, in der Christenheit. Zwar es giebt ja leider Lebenskreise, die aller christlichen Art so fremd und feind sind, daß kaum ein Hauch christlichen Geistes uns darin anweht. Aber vielleicht entdecken wir gerade in solcher Umgebung den Bruder noch am leichtesten, ähnlich wie in der Heidenwelt. Die große Schwierigkeit geht da an, wo jedermann dem Namen nach und unter Umständen auch dem Anspruch nach ein Christ sein will. Sehen wir dabei vom konfessionellen Unterschiede ganz ab. Bei einer Trierer Rockfeier wird uns nicht viel anders zu Mute sein als beim indischen Hakenfest. Aber das Erkennen des Bruders in dem Christen, der einer andern Konfession zugethan ist, muß einem rechten Evangelischen ebenso Sehnsucht und Pflicht sein, wie wenn ers mit Gliedern der eignen Kirche zu thun hat. Es ist das ein Kapitel für sich. Bleiben wir für jetzt im eignen Hause.

Niemand wird ernstlich behaupten, daß das verläßlichste Erkennungszeichen des Bruders sein „Bekenntnis" sei. Man kann es an Theologen und theologisirenden Laien nur zu sehr beobachten, daß die Behauptung bestimmmter Lehrsätze, Meinungen und Auffassungen viel mehr eine trennende als ein verbindende Wirkung ausübt, ja daß sie geradezu das Erkennen des christlichen Bruders hindert. Etwas andres ist es um das lebendige Zeugnis von seinem Herzensglauben, das einer ablegt, um die Verantwortung, mit der er jemandem Rede steht, der Grund fordert der Hoffnung, die in ihm ist. Diese Art Bekenntnis fordert der Herr selbstverständlich von seinen Jüngern, sie hindert nicht, sondern erleichtert das Erkennen des Bruders, und so gehört sie denn ganz vornan mit unter

die Erkennungszeichen, die der Herr uns selbst zur Unterscheidung der Geister empfohlen hat.

Das Herr Herr sagen ist es nicht, woran uns Jesus den Bruder erkennen heißt. Haben es doch jene zu Jerusalem und die Fünftausend nach der Speisung am Bekenntnis des Mundes nicht fehlen lassen: er aber vertraute sich ihnen nicht. Ein andres giebt er uns zur Regel und Richtschnur: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

Dabei kann er unter den Früchten unmöglich die Tugenden und guten Werke verstehen. Denn es giebt Ungläubige, die stehen tugendhafter da vor dir und aller Welt als mancher Christ. Dieser arme schwer gefallene Mensch ist vielleicht dein Bruder, jener andre von tadellosem Wandel ist es vielleicht nicht. Jesus redet von den Obstbäumen im Garten, wie ein jeder seine Art hat. Er will natürlich nicht bestreiten, daß ein guter Baum auch einmal etliche faule Früchte bringen mag. Aber er weist darauf hin, daß wir die Art eines Baumes, ob er ein guter Baum ist, an seinen Früchten erkennen, die er zu tragen pflegt. So hat jeder Mensch seine Art, hinter die müssen wir kommen. Hinter des Baumes Art kommen wir, indem wir seine Früchte genießen. Des Menschen Art erkennen wir an dem Eindruck, den der auf uns macht, an dem Einfluß, den er auf uns ausübt. Wohl gemerkt, es handelt sich hier nicht um allgemeine Menschenkenntnis. Was wir hier Eindruck nennen, ist nicht etwa der berühmte „erste Eindruck," auf den viele so viel geben. Sondern: ein Christ erkennt seinen Bruder daran, ob er durch die Berührung mit ihm besser oder schlechter, frömmer oder gottloser werde. Die Voraussetzung dieser Kunst ist also, daß ich ein Christ bin. Von daher muß ich ein Urteil, ein unmittelbares Gefühl dafür haben, was für Kräfte und Wirkungen von einem andern auf mich ausgehn.

Ich kann durch die Berührung mit einem groben Sünder besser und frömmer werden, wenn ich sehe, wie er mit der Sünde kämpft, wie er sie bereut, wie seine ganze Seele nach Erlösung sich streckt. Der Tugendstolze wendet sich von ihm ab, ich erkenne ihn als meinen Bruder, ich erbebe mit ihm in der seligen Gewißheit: Jesus nimmt die Sünder an. Und ich fühle mich dem rechtschaffenen Menschen fremd, der nichts von Demut, nichts von Gottvertrauen, nichts von Ergriffenheit durch meinen Herrn Jesus verrät, ich erfahre von ihm keine persönliche Förderung meines höchsten Lebenszwecks, weil er ihn nicht teilt, nicht mit mir nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit trachtet: darum achte und schätze ich ihn nach Verdienst, aber das Band, das durch Jesum erlöste Gotteskinder mit einander verbindet, verbindet mich nicht mit ihm.

Wenn es aber wahr ist, daß die Voraussetzung der ganzen Kunst, den Bruder zu kennen, die ist, daß wir Christen sind, so leuchtet ein, wo das größte Hindernis liegt. Nicht am andren liegts, sondern an uns. Wir bemühen uns nicht genug darum, haben das Bedürfnis nach Gemeinschaft mit den andern Christen noch nicht Macht über uns gewinnen lassen. Und wenn schon, so ist unser Blick gehalten durch die Schwachheit und Unsicherheit unsers persönlichen Christentums. Jesus kannte sie alle, weil er ein Herz voll lauter suchender Liebe hatte, wirklich nur das Beste seiner Mitmenschen wollte — nämlich nicht ihre Zuneigung, Begeisterung, Schwärmerei, sondern ihr Heil. Darum erkannte er die Seelen, die ein wahrhaftiges Verlangen nach Erlösung hatten, und die konnte er nun erlösen. Man kann auch sagen: weil er darin, daß er so aller Heil suchte, recht eigentlich des Vaters Willen erfüllte, darum gab ihm der Vater dies, daß er alle kannte. Suchen wir gegenseitig unser Heil, so werden wir Geist von Christi Geist, Geist von des Vaters Geiste besitzen, werden mit des Heilands, mit Gottes Augen erkennen und mit des Heilands, mit Gottes Herzen lieben. Denn Erkennen ist Lieben, und Lieben ist Erkennen.

So sind wir freilich zu einem eigentümlichen Ergebnis gekommen. Wir wollten wissen, wie wir den Bruder kennen lernen, damit wir ihn lieben, und wir fanden daß wir ihn lieben müssen, damit wir ihn erkennen. Zum Glück ist solch ein Kreislauf zwar in der Logik ein Fehler, nicht aber in der Praxis des Lebens. Und Lieben und Lieben ist, wie so oft sonst, auch hier zweierlei. Eine andre Liebe ist die Liebe, mit der Gott uns liebte, da wir noch seine Feinde waren, als die, mit der er uns jetzt liebt, da wir durch Christus seine Kinder sind. Eine andre Liebe ist es, die den Bruder sucht, als die, mit der wir den gefundenen umfassen. R



## Versuch einer neuen Formulirung des alten evangelisch-reformatorischen Heilsglaubens an Jesus,

den Brüdern zur Rechten als eine Eintrachtsformel dageboten von einem kirchlichen Nichtorthodoxen

### Artikel 7: Das ganze Heil als Werk Gottes des Vaters und die durch diesen der Heilandsgnade Jesu verliehene Allmacht*)

Auch im Hinblick auf Himmel und Erde, auf die gewaltige Natur mit ihren Kräften und Mächten um uns her, sind wir dessen gewiß, daß Jesus das Heil, das er uns durch seine irdische Niedrigkeitsgestalt zueignen will, uns auch ewig geben, erhalten und mehren kann. Wir vertrauen felsenfest, daß nichts uns dieses Heil rauben kann, weder Tod noch Leben, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, noch keine andre Kreatur. — „Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge, und die Berge mitten ins Meer sänken, wenn gleich das Meer wütete und wallete und von seinem Ungestüm die Berge einfielen. Dennoch soll die Heilsgemeinde Jesu fein lustig bleiben mit ihren Brünnlein;" Das Heil muß uns doch bleiben. Denn hinter der Heilandsgnade und dem Heilswillen Jesu steht die Jesu völlig gleichgesinnte Gnade und der väterliche Heilswille des allmächtigen Gottes, der in seiner großen Liebe uns Sündern Jesum zum Heiland von Ewigkeit her bestimmt und dann, als die Zeit erfüllet war, gegeben und ausgerüstet hat, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Von diesem Heilsgott ist die ganze Welt in ihrem Dasein und Sosein, im Kleinsten und im Größten, unbedingt und dauernd abhängig, so, daß kein Sperling auf die Erde und kein Haar von unserm Haupte fällt, ohne seinen Willen. Sein Heilswille besteht nur durch sich selbst, und durch ihn allein besteht alles. Aus Nichts schafft er fortwährend, so lange er will, nur durch seinen allmächtigen Heilswillen, Himmel, Erde, Meer und alles was darinnen ist. Alle Dinge leitet er allmächtig auf das durch Jesus uns gebrachte gemeinschaftliche und individuelle ewige Heil, welches das höchste göttliche Ziel aller seiner Wege ist. Zu diesem Heile müssen uns daher alle Dinge, Glück und Unglück, Leben und Tod, alle Naturereignisse und die ganze Menschheitsgeschichte, ebenso wohl aber die kleinsten Begebenheiten und Fügungen unsers eignen Lebens dienen. Alles, was jedem von uns an irdischen Gütern zur Seligkeit und Gotteskindschaft gut und heilsam ist, will er uns aus väterlicher Güte und Barmherzigkeit von Herzen gern gewähren: wir brauchen uns nicht mit Sorgen zu grämen. „Selbst der Himmel und die Erden müssen uns zu Dienste werden, weil wir durch sein liebstes Kind seine Kinder worden sind." „Fürchte dich nicht, du kleine Heerde, denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben." „Verlaßt euch nicht auf Fürsten, sie sind Menschen, die können ja nicht helfen. Denn des Menschen Geist muß davon, und er muß wieder zur Erde werden; alsdann sind verloren alle seine Anschläge. Wohl dem, des Hilfe der Vater Jesu Christi ist, des Hoffnung auf den Herrn seinen Gott steht, der Himmel, Erde, Meer und alles was darinnen ist, gemacht hat, der Treue hält ewiglich." — „Ist Gott für uns, so kann niemand und nichts wider uns sein." Der Vater, der uns unserm guten Hirten Jesu Christo gegeben hat, ist größer denn alles; niemand kann uns daher aus des Vaters Hand reißen." — „Wir haben einen Gott, der da hilft, und den Herrn Herrn, der vom Tode errettet," und uns das ewige Heil giebt trotz Sünde, Not und Tod, ja auch gerade durch Not und Tod. — Nicht um die Welt unserm Denken besser erklären zu können, sondern um auch im Blick auf die sichtbare Welt unsre Heilsgewißheit in seligem Vertrauen behaupten zu

*) Vergl. meinen Artikel: Wie predigt uns Luther über die Himmelfahrt Christi? Jahrgang 1888, Nr. 19.

können, vertrauen wir auf die ewige Gnade des allmächtigen Heilsgottes.

Nur weil dieser allmächtige Gott und Herr Himmels und der Erden mit seiner ganzen Allmacht und Herrschaft hinter Jesu Christo und seinem Heilswerke und im Bunde mit ihm steht, nur deshalb können wir in zweifelloser Zuversicht Jesu die Fähigkeit und die Herrschaft zutrauen, uns trotz allem, was da kommen mag, selig zu machen. Wir glauben gewißlich durch die Gnade Jesu selig zu werden, weil es die Gnade des vom allmächtigen Gott erhöhten Herrn Jesu ist. Durch die Gnade des Herrn Jesus glauben wir selig zu werden, indem wir zugleich glauben, von der Gnade Gottes des Vaters, des allmächtigen Schöpfers Himmels und der Erden, selig zu werden, der sich zu unsrer Beseligung des Herrn Jesus als seines Heilswerkzeuges bedient. So lautet also unser Glaubensbekenntnis vollständig, und mit der Ergänzung, die das „durch" Apg. 15, 11 notwendig fordert: Wir glauben von der Gnade Gottes des Vaters durch die Gnade des Herrn Jesus Christus selig gemacht zu werden.

Artikel 8: Die schlechthin göttliche Art des Heiles und seiner Geber, Quellen und Besitzer

Wir vertrauen darauf, daß unser christliches Heil einen schlechthin unschätzbaren, der ganzen Welt unvergleichlich überlegenen Wert hat. Der Besitz dieses Heiles giebt uns in alle Ewigkeit volle Genüge. Volle Genüge aber bietet die Welt mit allen ihren Gütern nicht. Was unserm Gemüt und Gewissen ewig volle Genüge bietet, das nennen wir eben deshalb unsern Gott, ganz davon abgesehn, wie es sonst beschaffen sei.

Nicht schon jedem ewigen und allmächtigen Weltschöpfer würden wir von unsrer christlichen Heilserkenntnis aus den Namen „Gott" zugestehn, sondern erst, sofern unser Gott das ewig befriedigende überweltliche Heil in sich hat und uns giebt und dazu seine Ewigkeit und Allmacht als dienende Mittel benutzt, nennen wir ihn „Gott" und erkennen ihm unsre Anbetung und unser religiöses, demütig-dankbar-erfurchtsvolles Heilsvertrauen zu.

Und schon dadurch, daß wir Jesum von Nazareth (ganz abgesehen von der unter uns verschieden beantworteten Frage nach seinem wirklich bewußten vorzeitlichen Dasein und nach der Entstehungsweise seines menschlich-natürlichen Lebens) als menschlichen Besitzer, Geber und Vermittler dieses göttlichen Heiles an uns anerkennen, daß wir an ihn (uns in herzlichem Heilsvertrauen geloben) „glauben," gestehen wir ihm göttliche Gesinnung gegen uns (sündenvergebende Heilandsgnade), göttliche Bedeutung für uns (der naturwahre Mensch Jesus ist das ausschließliche Organ Gottes, um das göttliche Heil schöpferisch in uns hervorzurufen), und göttliche Einwirkung auf uns (dadurch, daß Jesus uns tröstet, uns volle Genüge giebt, uns seinen Frieden giebt, in uns das Heil wirkt, eben dadurch und darin Gott alles dieses an und in uns thut) in voller Wahrheit zu (praktische und amtliche Gottheit Christi; Gottheit in Christo). „Diejenige Liebe und Anbetung, die wir empfinden, wenn unsre Seele sich zu Gott erhebt, ob sonst wohl einzigartig, ist doch völlig die gleiche, die wir auch empfinden, wenn unsre Seele sich zu Jesu Christo erhebt;" ja, das Eine geschieht niemals ohne das Andre, und beides ist im Grunde Eines. „Jesu gegenüber fühlen wir ebenso, Jesu müssen wir uns täglich ebenso zu eigen geben, wie dem himmlischen Vater selbst," und dadurch, daß wir das Eine thun, thun wir immer auch schon das Andre. (Vergl. Prot. Kirchenzeitung, 1891, Nr. 8, S. 189.) Denn unsre Liebe, unsre Anbetung, unsre Hingabe gehört dem ewigen Heile und der barmherzigen und weltüberwindenden Liebe, die es uns giebt; und dies beides ist gerade bei Gott und bei Jesus völlig gleich.

Sofern und soweit wir selbst dieses göttlichen, überweltlichen, ewigen Heiles (des ewigen Lebens) durch Jesum teilhaftig sind und werden, gehören auch wir selbst nicht mehr zur Welt, sondern zu Gott, sind seines eignen Lebens und seiner (geistigen) Art („der göttlichen Natur") teilhaftig, und das Heil in uns, ein Teil unsers eignen Wesens, ist doch vollkommen göttlichen



Wertes und fordert göttliche Schätzung, eben weil es unser Heil ist und unser höchstes Gut, das uns ewig volle Genüge giebt und für das wir jederzeit alle Güter dieser Erde hingeben sollen. Gott giebt in diesem Heile uns ja nicht irdische Gaben, sondern er giebt uns darin sich selbst, sein eignes inneres Wesen und Leben. Gott erfüllt uns voll und wahrhaftig mit seinen eignen Kräften, Motiven, Zielen und Freuden.

Alles was wir hier ausgeführt haben, folgt mit Notwendigkeit aus dem Bekenntnis Apg. 15, 11, sobald wir nur Ernst machen mit dem vollen Gehalt der Worte „wir" und „selig;" denn diese Seligkeit besteht eben darin, daß wir aus dem natürlichen Dasein dieser Welt hinausgehoben werden in ein überweltliches göttliches Dasein; sobald wir ferner Ernst machen mit dem Seligwerden durch die Gnade des Herrn Jesu; denn darin liegt, daß der Mensch Jesus Gegenstand unsers Vertrauens zur Seligkeit ist, Seligmacher, Herr und ein solcher, dem wir im vollen Sinne Gnade gegen uns zuerkennen; sobald wir endlich Ernst machen mit dem „durch die Gnade Jesu selig;" denn damit ist Jesus deutlich bezeichnet als Instrument und Werkzeug unsrer Seligkeit in der Hand des Gottes, der uns durch Jesu Gnade die Seligkeit schenkt. A K

## Altgriechische Frömmigkeit

1

Je heißer in unsern Tagen der Streit um die humanistische Bildung entbrannt ist, je entschiedner die idealen Gesichtspunkte des bisherigen Unterrichtsbetriebes durch Rücksichten der Zweckmäßigkeit verdrängt werden sollen, je schärfer daher der Beschäftigung mit dem klassischen Altertum, als dem eigentlichen Kernpunkt gymnasialer Bildung, die unmittelbare Bedeutung für das Leben der Gegenwart abgesprochen wird, um so dringlicher tritt an alle Freunde dieser Bildung die Aufgabe heran, über dem vorhandenen Besitzstand zu wachen und die Fahne beschirmen zu helfen, unter deren Wehen bisher deutsches Geistesleben von einem Siege zum andern geschritten ist. Es soll hier nicht weiter erörtert werden, was dazu in der Oeffentlichkeit geschehen, wie dem Schlagwort von der realistischen Bildung seine oberflächliche Beweiskraft entrissen werden kann, an welchen Punkten aber auch den Gegnern berechtigte Interessen zugestanden werden müssen, und von welcher Art die Schäden sind, deren Beseitigung wir alle wünschen. Wer sich darüber genauer unterrichten will, dem sei das Schriftchen von Dr. Otto Schröder: Der Schulfriede von 1890 (Verlag von Walther und Apolant, Berlin) empfohlen. Uns liegt etwas andres auf dem Herzen.

Jede größere Bewegung im öffentlichen Leben bedarf, wenn sie Erfolg haben soll, nicht nur der Unterstützung von seiten der Nächstbeteiligten, von Sachverständigen und Fachmännern im engern Sinne. Mögen diese den Generalstab bilden; ohne eine ansehnliche Truppenmacht im Hintergrunde, ohne ein stets sich verjüngendes Korps von begeisterten Freiwilligen, die von der Sache nicht lassen wollen, werden sie wenig ausrichten. Das trifft auch den Kampf um die Bildungsideale. Sollte es einmal dahin kommen, daß die Mehrzahl unsrer studirten Zeitgenossen sich von der Welt des Altertums abkehrt, weil sie die innere Fühlung verloren hat und ihre entscheidenden Anregungen aus andersartigen, für besser, nützlicher, zeitgemäßer gehaltenen Quellen schöpft, so ist in einem Menschenalter die Frage der Schulreform entschieden, und keine Macht weder der Schulverwaltung noch der wissenschaftlichen und pädagogischen Autoritäten hindert den Rückgang und schließlichen Niedergang der humanistischen Bildung. Dann wird das Griechische zur Spezialität, das Altertum flüchtet in die Museen, wo es ein unschädliches Dasein fristet, die hohen Muster klassischer Schönheit und formvollendeter Weisheitslehre weichen den unsteten Interessen des Tages, und an die Stelle der dankbaren Gemeinschaft mit einer in ihrer Art unerreichten Vergangenheit tritt das noch völlig ungeklärte, aber überaus anspruchsvolle Recht der Lebendigen.

Also muß die persönliche Pflege der altklassischen Studien nach Kräften betrieben werden, damit wir halten, was wir haben. Kein Rost auf die Rüstung, die wir mit Stolz aus

den Waffenkammern von Hellas empfingen! Vor nicht langer Zeit starb ein ehemaliger preußischer Unterstaatssekretär, der bis in seine letzten Tage den Thukydides im Griechischen las. Wir wollen nicht sagen, daß das jedermann thun kann. Aber die Richtung dahin ist gewiesen. Und wenn man einwendet, daß der heutige Mensch, von Amt und Berufslast fast erdrückt, für solche Dinge nicht Muße habe, so erinnern wir daran, daß derselbe Grund ins Feld geführt wird, so oft wir die Beschäftigung mit der Bibel bei demselben Menschen von heute fordern. Es muß Zeit sein für das höhere Leben. Und dieses Leben braucht seine Zeit. Und es findet sich Zeit, wenn sie ernstlich gesucht wird. Und es lohnt sich reichlich, sie zu suchen. Natürlich entscheiden bei jedem Einzelnen persönliche Erinnerung und Erfahrung. Wer von seinem Homer nur den bittern Beigeschmack grammatischer Quälereien und vokabularischer Strapazen behalten hat, den können wir nicht in Rechnung ziehen, der büßt die Sünden seiner Lehrer. Wer aber von dem Zauber dieser Poesie einmal voll und ursprünglich berührt worden ist, wer der griechischen Muse die herrlichsten Stunden des Genusses, der Erhebung und Erbauung zu danken hat, der soll sein Pfund nicht im Schweißtuch vergraben, sondern es nutzbar machen. Es handelt sich ja nicht allein um Aesthetik, nicht nur um den Kultus schöner Formen, sondern immer zugleich um die Gedankenwelt, in der das Altertum lebte und webte, die es aus seiner besten Kraft, aus lebendiger, innrer Anschauung erzeugt hat. Diese Gedankenwelt hat es uns angethan, ihr zu Liebe bleiben wir Humanisten. Der praktischen Ethik der Memorabilien des Xenophon, dem Unsterblichkeitshymnus des Platonischen Phaedon, den tiefsinnigen Versuchen der griechischen Tragiker, „Schicksal und Anteil" auszusöhnen, haben wir, was geistiges Ringen und Streben, was Hingebung, reine Wahrheitsliebe und damit Erziehungskraft und -wert betrifft, trotz allen Mängeln der letzten Erkenntnisse etwas Bessres nicht an die Seite zu stellen.

Daß auch die volkstümliche Frömmigkeit der Griechen, ihr Kultus, ihr gesamtes gottesdienstliches Leben in diesen Kreis bedeutsamer Erscheinungen hineingehört und um ihrer menschlichen Eigenart willen, aber auch wegen ihrer religionsgeschichtlichen Stellung lebendiger Anteilnahme wert ist, das hat neuerdings Professor Dr. Stengel in seinen Griechischen Kultusaltertümern *) gezeigt, auf die alle Freunde der klassischen Bildung hinzuweisen wir nicht verfehlen wollen. Wir knüpfen dabei an einen der bahnbrechenden Sätze Ritschls an, daß Religion ohne Kultus nicht richtig zu verstehen sei. Versuchen wir von diesem Satze in dem vorliegenden Fall Gebrauch zu machen und einige Beispiele für die Art und den Wert der griechischen Volksreligion zu sammeln.

2

Griechenland ist das Land der Feste. Unter dem blauen südlichen Himmel, der sein wolkenloses Zelt über dem für heitere Schönheit ohnedies so empfänglichen Volk ausspannte, ließ sich gut Feste feiern. Freilich erwuchsen diese Feste nicht wie bei uns aus dem Boden der Arbeit. Das Zauberwort der „sauren Wochen" war im Umfang des Altertums wenig geschätzt. Man hatte für den sittlichen Wert der Arbeit kein zureichendes Verständnis, der freie Mann hielt sich fern von ihr. Auch wo sie nicht lediglich dem Sklaven überlassen blieb, sondern zumal in der Form des Handwerks von ehrbaren athenischen Bürgern betrieben wurde, — immer haftete ihr etwas Gewöhnliches, etwas Niedriges, „Banausisches" an. Nun gar sie unter dem Gesichtspunkte eines Gottesdienstes zu betrachten, wäre wohl niemandem eingefallen. Fehlte also den Festen der Hintergrund, dessen unser Geschmack nicht entraten könnte, so erhielten sie dadurch ihre tiefere Bedeutung, daß sie zur Pflege der Frömmigkeit beitrugen und ihr dem für ein hellenisches Gemüt verständlichsten Ausdruck gaben.

Alle Feste — und ihre Zahl ist überraschend groß — stehen im Dienst der Religion, sie tragen religiöses Gepräge, sie sind mit religiösen Uebungen durchzogen, von Opfern, Ge-

*) Sonderabdruck aus dem Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft. C. H. Beck, München.



lübden, Gebeten und Reinigungen auf Schritt und Tritt andachtsvoll umgeben. Wenn der hellenische Jüngling nach Olympia hinaufzog, um an den hochberühmten Spielen teilzunehmen, die dort alle vier Jahre ganz Hellas um sich versammelten, dann begleitete ihn, wie den frommen Israeliten auf der Wallfahrt nach Jerusalem, das erhebende Bewußtsein, daß Olympia ein heiliger Ort sei, und sehnsüchtig schaute sein Auge nach dem Bilde des herrlichen Tempels aus, der mit der vielgepriesenen Zeusstatue des Phidias geschmückt, den Mittelpunkt der Festfeier bildete. Ein großes Opfer machte den Anfang, der Sieger durfte an heiliger Stätte eine Statue als Weihgeschenk hinterlassen, den Kranz, den er erworben, legte er als kostbarste Gabe im Tempel der Vaterstadt nieder. Aehnliches boten die pythischen Spiele. Einer alten, in Delphi heimischen Apollofeier entwachsen, brachten sie in musikalischen Aufführungen mit kunstvollem Vortrag und wechselnden Rhythmen den Kampf Apollos mit dem Drachen in allen seinen Stadien zur Darstellung, ein Oratorium so zu sagen, von unmittelbar religiöser Wirkung.

Aber es wäre vollkommen irrig, das religiöse Elemen. der griechischen Feste nur in besondern Uebungen zu suchen. Religion durchdrang die gesamte Feier in allen ihren Aeußerungen. Religiöses und natürliches Leben, Gebet und Gymnastik, Opfer und Kraftaufwand, Andacht und Kunst, fromme Scheu vor den Göttern und brennende Ruhmbegier vermischten sich in der Seele des Griechen, keines war dem andern im Wege, eins forderte und förderte das andre. Dem Wettlauf in der Arena, den Paulus als Sinnbild für den höhern Lauf des Christenmenschen nach einem ewigen Kranze nimmt, war für die Empfindung des Hellenen selbst ein Stück Religion. Als die zehntausend Griechen, von denen Xenophon berichtet, zum erstenmal wieder den heimischen Laut der Muttersprache vernehmen, wissen sie ihre Freude nicht anders auszudrücken und den Göttern nicht schöner zu danken, als indem sie Wettkämpfe veranstalten. War Jugendkraft nicht ein Geschenk der Götter? Durfte nicht ihre höchste Entfaltung so gut als ein Opfer gelten wie die Erstlingsgabe von den Früchten des Feldes? So gewinnen die Feste religiösen Charakter, so bewahren sie ihn in allen Beziehungen und lassen doch dem vollen Leben, dem Reichtum edler Menschlichkeit das Recht der freien Ausgestaltung. Nie fühlten die Griechen sich mehr erhoben als in den Tagen der großen Spiele. Nie ward der nationale Gedanke lebendiger. Nie war man einmütiger, als wenn der Herold durch die hellenischen Gaue zog, um Frieden und Waffenruhe zu gebieten. Nie fand sich glücklicher zusammen, was das Vaterland an Gaben und Tugenden bot. An den großen Dionysien gingen in Athen die gewaltigen Dichtungen der griechischen Tragiker vor versammelter Menge über die Bühne. Herodot soll in Olympia einen Teil seines Geschichtswerkes vorgelesen haben. Gorgias, Lysias und andre Redner erwarben hier unsterblichen Ruhm. Selbst die Flötenspieler fanden Gelegenheit, dem Volke ihre Kunst zu zeigen. Ist es da ein Wunder, daß die griechische Zeitrechnung sich gleichsam ein eignes Kirchenjahr schuf, indem sie nach Olympiaden rechnete?

3

Von ganz andrer Seite zeigt sich die hellenische Frömmigkeit in dem Kultus der Mysterien. Sie erscheint hier ernster, weltabgekehrter. Das Erlösungsbedürfnis bricht sich Bahn, und mit ihm kommt es zu größrer Vertiefung, zu einer Durchgeistigung des religiösen Grundgedankens. Schon äußerlich, welch ein Unterschied zwischen den sonnenbeglänzten Festen der Rennbahn und dem nächtlichen Dunkel der Eleusinischen Feier. Und während an den Spielen ganz Hellas teilnimmt, ist der Zutritt zu den Mysterien nicht dem Volksgenossen als solchen, sondern nur dem Eingeweihten gestattet. Das Nationale tritt zurück, die Persönlichkeit tritt in den Vordergrund, und über dem blos natürlichen Leben erhebt sich ahnungsvoll die Welt des Unsichtbaren, Uebernatürlichen. Unverbrüchliches Schweigen wird gefordert, um die heiligen Zirkel vor allem Profanen zu schützen. Wollte man von einer griechischen Kirche reden, von einer Gemeinde der Erwählten, in diesem Sinn von einer Gemeinschaft der Heiligen, die unverworren mit den Händeln der Welt und

unabhängig, wenn nicht von den Mitteln, so doch von den politischen Zwecken des Staates, rein geistigen und religiösen Zwecken lebt, so wäre sie in der Genossenschaft der Mysterien gefunden. Schoemann hat die Weihen mit den Gnadenmitteln verglichen, von Wilamowitz nennt sie geradezu ein Sakrament. In der That gewähren die Mysterien besondre Gnaden, deren Eigentümlichkeit eben darin besteht, daß sie nicht in der Diesseitigkeit des irdischen Lebens aufgehen, sondern in die jenseitige Welt hinüberragen. Unsterblichkeit bildet den hohen Gewinn, der des Eingeweihten wartet. Dreimal glücklich, sagt Sophokles, die Sterblichen, die, nachdem sie die Weihen geschaut, in den Hades gehen, denn ihnen allein wird dort zu teil, zu leben. Und Aristophanes läßt den Chor der Eingeweihten in der Unterwelt singen: Wir allein haben Sonne und heiliges Licht, die wir eingeweiht waren und ein Leben geführt haben, gottesfürchtig gegen Fremde und Angehörige.

Dogmatisch war nichts an diesen Mysterien. Auch an Predigt und Unterricht ist nicht zu denken, ebensowenig an besondre Enthüllungen, die wohl gar unter Preisgebung des nationalen Glaubens einer andern Religion die Wege ebneten. Was bei der Feier gesprochen wurde, ging, wie Stengel sagt, nicht über die Bedeutung der Liturgie in unsern Gottesdiensten hinaus. Im Mittelpunkt standen vielmehr dramatische Darstellungen und lebende Bilder, deren Gegenstände dem Sagenkreis der gefeierten Götter, der Demeter, Persephone, des Jakchos und des Hades entnommen waren. In andächtiger Verzückung folgte die Menge dem reichen Wechsel dieser Bilder, die Dank einer prächtigen Ausstattung und unter wirksamer musikalischer Begleitung, sich mit der Beredsamkeit einfacher Symbole in Herz und Sinne schmeichelten.

Das Entführen des Lebendigen in die Unterwelt, das Auferstehen zu neuem Leben, das Vorführen von Szenen aus dem Leben, das der Seligen einst wartet, und vielleicht auch von Qualen, die den andern bevorstehen, zudem die Menge der Gläubigen und ihr frohes Bekenntnis — das alles muß in der That geeignet gewesen sein, den Glauben an Unsterblichkeit zu wecken und vielleicht auch Vorsätze zu guten Werken.

4

Wir haben aus dem Reichtum der griechischen Feste diese beiden wichtigsten und einander in der Stimmung ergänzenden herausgegriffen, weil sie die Motive griechischer Frömmigkeit besonders anschaulich darlegen. Nicht minder lehrreich ist ein Blick auf die Opfer, sofern sie das tägliche Leben in seinem durchschnittlichen Verlaufe begleiten und die Frömmigkeit im Alltagsgewande zeigen. Das gewöhnliche Opfer ist dazu da, die Mahlzeit, die den Menschen froh macht, zu weihen. Die Götter werden zu Gaste geladen. Gleich im Eingang der Odyssee begegnen wir dem Meergott Poseidon auf Reisen, im Land der Aethiopen, wo ihm köstliche Hekatomben dargebracht werden. „Allda saß er, des Mahles sich freuend." Im Rauchdampf, der gen Himmel steigt, widmet man den Göttern ihren Anteil an der Speise. Backwerk, Früchte, Käse, Weihrauch und Wein bilden die nächstliegenden Opfergaben. Dazu kommen die blutigen Opfer. Vermutlich wurde kein Tier vom Metzger geschlachtet, ohne daß es, wenn auch in abgekürztem Verfahren, als Opfertier behandelt und einige Fett- und Knochenteile den Göttern zu Ehren verbrannt wurden. Das übrigbleibende Fleisch ward je nachdem unter die Opfernden verteilt und sogleich gegessen, der Rest für den Haushalt aufbewahrt. Stengel will dahingestellt lassen, welcher tiefere Sinn dem Opfer ursprünglich und in seinen elementarsten Formen zu Grunde liegt, ob die Vorstellung eines Raubes mitwirkt, den der Mensch an Pflanzen und Tieren begeht, indem er sie zum Lebensunterhalt verwendet, oder der Wunsch, den Göttern für ihre Gaben zu danken, oder das Bedürfnis, sie gnädig zu stimmen. Die beiden erstgenannten Gründe reichen gewiß vollständig hin, um das Speiseopfer, so zu sagen das Normalopfer, zu erklären. Der Wunsch hingegen, die Götter gnädig zu stimmen, weist schon auf eine andre Wendung. Opfer und Mahlzeit fallen auseinander. Das Opfer wird zum Mittel für einen andersartigen Zweck, der durch die Mahlzeit selbst nicht erschöpft wird. Und dieses Auseinanderfallen von Opfer und Mahlzeit tritt da am deutlichsten zu Tage, wo das Speiseopfer aufhört und das Sühnopfer beginnt.



Auch der fromme Hellene kannte die Tage, von denen wir sagen, sie gefallen uns nicht. Auch über ihm und seinem Leben lagerte das Dunkel des ungewissen Schicksals. Da waren vor allem die Unterirdischen, deren man nur mit Grauen gedachte, Hades, Hekate und die Erinnyen. Und jede Gottheit gewann eine Seite, durch die sie zu Zeiten den Unterirdischen gleich ward, ein Gegenstand nicht mehr froher Verehrung, sondern ängstlich beklommener Scheu. So bringt man vor gefahrvollen Unternehmungen, in kritischen Lagen des eignen Lebens, bei offenbarer Bedrängnis des Vaterlands jene Opfer dar, die nicht mehr ein Mahl sind, sondern freiwillige Entäußerung eines wertgehaltenen Gutes, die also auch nicht zum Genuß weder für die opfernden Menschen noch für die Gottheit geeignet sind, sondern der Vernichtung anheimgegeben werden gleich jenem Ring des Polykrates, der ins Meer versenkt ward. In diesen Zusammenhang gehören die Menschenopfer, die aus der griechischen Sage bekannt sind. Iphigeniens Opferung muß die Abfahrt der Griechen nach Troja sichern, Polyxenens Tod sühnt ihre Heimkehr. Als Theben von den Sieben belagert wird, rettet Kreons Sohn die bedrängte Vaterstadt, indem er sich das Schwert in den Hals stößt. Vor Salamis müssen drei Perser bluten, in Leukas stößt man dem Apollo zur Sühne einen Menschen vom Felsen in die See hinab. Selbst in Athen sollen an den Thargelien zwei Menschenleben zur Sühne für die andern und zur Reinigung der Stadt geopfert worden sein. Ursprünglich hellenisch waren diese Menschenopfer nicht, sie blieben auch für die allgemeine Empfindung um ihrer Gräßlichkeit willen immer etwas Fremdes. Aber der Gedanke behielt sein Recht, das Bedürfnis der Sühne seine Geltung. Ein Tier, das zum Sühnopfer bestimmt ist, muß notwendig ganz geopfert werden. Die Gottheit fordert den vollen Einsatz des Lebens, nicht zum Genuß, sondern zur Vernichtung, und der Mensch versündigt sich, der Anteil begehrt, wo die finstern Mächte walten.

5

Man erkennt leicht eine innere Verwandtschaft zwischen den heitern Festen Olympias und dem frohen Mahl des täglichen Opferbrauchs. Die gleiche Verwandtschaft drängt sich auf zwischen den Mysterien und dem Sühnopfer. Und es wird nicht zu viel gesagt sein, wenn wir beide Reihen religiöser Uebung und Stimmung, die eine Leben und Welt verklärend, die andre aus dem Ungenügen nach einem Bessren, Vollkommnen, Bleibenden, nach einem Element der Rettung ausschauend, als die neben einander hergehenden Grundströmungen griechischer Frömmigkeit betrachten. In beiden eine Fülle lehrreicher Beziehungen und ein unersetzliches Anschauungsmaterial nicht nur für den Religionsforscher, sondern für den Menschen, in besonderem Maß für den Christenmenschen.

Zwei Gesichtspunkte springen von selbst ins Auge. Auf der einen Seite: Je mehr das Christentum Menschheitsreligion sein will, je mehr es berufen ist, in alle menschlichen Verhältnisse einzugehen, um so mehr muß es auch Raum behalten für den Adel und die Freiheit, für die ursprüngliche Frische und Naivität einer reinen Erfassung und reichen Gestaltung des gesamten natürlichen Menschenlebens nach hellenischer Weise, — entgegen den kümmerlichen asketischen Neigungen, die sich je und je für das wahre Christentum ausgegeben haben. Diese Seite des hellenischen Lebensideals behält also unvergängliche Bedeutung. Sie liegt in der Linie des apostolischen Wortes: Was wahrhaft, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohllautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach (Phil. 4, 8). Andrerseits kann die christliche Welt der immerwährenden Erinnerung daran nicht entbehren, daß das Problem der Versöhnung des Menschen mit Gott ein Grundproblem alles und jeden höheren Menschendaseins ist, daß die antike Welt vergeblich an diesem Problem sich abgemüht hat, daß hier eine unausgefüllte Lücke für das tiefste menschliche Bedürfen zurückbleibt, und daß geschichtlich offenkundig nur eine wirkliche Mitteilung Gottes, wie wir sie in Christus gläubig verehren, der Sphinx, die jeder in seinem Busen trägt, ihre furchtbaren Rätsel entreißen kann.

Wir brechen hier ab, und es bleibt uns nur übrig, dem Verfasser für seine Belehrung zu danken und die Freunde des Altertums auf sein Buch zu verweisen, das im Kleinen wie im Großen voll der lebendigsten Anregungen ist. Sch

## Die Raiffeisenschen Vereine in ihrer Bedeutung für die christliche Gemeinde

Mit lebhafter Freude ist gewiß von einem jeden, dem die Förderung und Hebung unsers Landvolkes am Herzen liegt, das neueste Heftchen der Evangelisch-sozialen Zeitfragen begrüßt worden, das den Titel führt: Die ländlichen Genossenschaften als Mittel zur Organisation des Bauernstandes von Karl Mayer, Pfarrer in Dinglingen (Baden). Wir messen ihm eine um so größere Bedeutung bei, als die darin ausgesprochenen Gedanken und Ziele thatsächlich einem schon längst tief empfundenen Bedürfnis endlich in gerechter Weise entgegen kommen. Handelt es sich doch um die Ausrüstung unsres deutschen, frommen Bauernstandes zum Kampf und zur Abwehr gegen den Ansturm der Sozialdemokratie. Im deutschen Bauernstande liegt eine unendliche Volkskraft, seine Arbeit bildet die Grundlage aller Erwerbszweige, auf ihr beruht das Gedeihen und die Wohlfahrt der übrigen Gesellschaft. Frömmigkeit und kirchlicher Sinn, Familienleben und Biederkeit, gepaart mit Fleiß und Zucht, eignet trotz manchen gegenteiligen Erfahrungen doch noch im großen und ganzen unserm Landvolke. Aber ihm fehlt bisher, um eine Macht im öffentlichen und staatlichen Leben zu werden, „Standesbewußtsein" und „Standesorganisation." Es kann und soll, schon durch seine größere Zahl dazu berechtigt, eine öffentliche Bedeutung gewinnen, besonders dem revolutionären Arbeiterstande gegenüber, der durch seine Organisation und Agitation wie durch seine Vertretung in den Parlamenten die wichtigsten Lebensinteressen des Landvolkes geschädigt hat. Mit Recht ruft Mayer aus:

Gerade der besitz-, vaterlands-, religionslosen, wohldisziplinirten Masse der sozialdemokratisch organisirten Arbeiter das Gleichgewicht zu halten, ist die breite, ackerbautreibende Schicht unsers Volkes prädisponirt, dieses Landvolk, das an seinem Grund und Boden haftet, aus dem das kräftigste Material für unser Heer gezogen wird, in welchem religiöse Kräfte noch wirksam sind. Ist diese ländliche Bevölkerung auch organisirt, schreitet sie aus eignem Trieb Mann für Mann zur Wahlurne, sendet sie aus ihrer eignen Mitte unabhängige Vertreter in die Land- und Reichstage, dann ist dem Anspruch der Sozialdemokratie, die eigentliche und einzige Vertreterin des arbeitenden Volkes zu sein, ein starkes Nein entgegengesetzt u. s. w.

Als Mittel zu solcher Organisation werden gefordert auf dem Boden der nächstliegenden Interessen des Bauernstandes landwirtschaftliche Berufsgenossenschaften, deren Wert und Bedeutung eingehend Behandlung erfährt.

Daß Pfarrer Mayers Ziele keine Utopien sind, sondern sich gewiß verwirklichen lassen, ja daß jetzt gerade durch Deutschland eine mächtige Bewegung zur Gründung ländlicher Genossenschaften geht, die nicht nur materiellen, sondern auch sittlichen Zielen huldigt, dies möchten wir zeigen im Folgenden durch einen kurzen Hinweis auf die ländlichen Genossenschaften und Vereine nach dem System Raiffeisen, wobei wir ausdrücklich vorausschicken, daß diese frei sind von jedem politischen oder konfessionellen Element. Zugleich sei darauf hingewiesen, daß wir, bei aller Billigung und dankbaren Anerkennung der Mayerschen Pläne und Absichten, doch betonen möchten, daß als das nächste Ziel der Raiffeisenschen Vereine die sittliche Hebung und christ- hier Belebung der Einzelgemeinde besonders hervortritt. Auch liche gilt es, zuerst trachten nach dem Reiche Gottes, dann wird das andre uns alles zufallen. Die wohlgemeinte Organisation des Bauernstandes wird ja dann auch erst gesegnet sein, wenn sie sittliche Grundlage und sittliches Ziel im Auge hat, wenn sie sich aufbaut auf dem festen Boden einer lebendigen Christengemeinde. Beides aber, Organisation und sittliche Belebung finden wir in Raiffeisens Vereinen.

Es sei uns gestattet, unsern Hinweis zu führen an der Hand einer bedeutungsvollen, vom Zentralausschuß für Innere Mission veröffentlichten Schrift, die die Frage zum Gegenstande hat, wie mit Hilfe der christlichen Gemeindethätigkeit die materielle und sittliche Wohlfahrt der Landbevölkerung und damit auch der Bau des Reiches Gottes gefördert werden könne. Es ist dies: Friedrich Wilhelm Raiffeisen und die nach ihm genannten ländlichen Darlehnskassenvereine. Ein Weck- und Mahnruf an alle, die unser Volk lieb haben, von A. Wuttig, Pfarrer zu Frankenheim, Sachsen-Weimar, derzeit Verbandsanwalt der Thüringer ländlichen Genossenschaften. Mit dem Bildnisse Raiffeisens. Herausgegeben vom Zentralausschuß für Innere Mission. 2. Auflage Berlin 1891. 40 Pfge.

Vorausbemerkt sei nur noch kurz, daß F. W. Raiffeisen, reich ausgestattet mit Gaben des Geistes und Herzens, ehemals Bürgermeister der 33 Ortschaften umfassenden Bürgermeisterei Flammersfeld im Westerwalde war. Dort hat er nach den Mißjahren 1847 und 1848 zum Schutze der durch Wucher arg heimgesuchten und bedrängten Leute jener Gegend 1849 den ersten Verein gegründet. Senfkornartig, wie alles Gute, ist sein Werk aus kleinen Anfängen zu einer mächtigen Bewegung gewachsen. Der im Juli 1891 zu Erfurt abgehaltene Vereinstag, von über sechshundert Teilnehmern aus allen Gauen Deutschlands besucht, zeigte den mächtigen Baum, der schon einen großen Teil des Vaterlandes überschattet. In Thüringen selbst ist in wenigen Jahren eine Anzahl von achtzig Vereinen entstanden. Im ganzen gehören zum Neuwieder Generalanwaltschaftsverbande (Neuwied ist die Zentralstelle für alle Vereine) gegenwärtig 855 Genossenschaften. Dieselben verteilen sich auf Deutschland folgendermaßen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Rheinpreußen | 231 | Fürstentum Rudolstadt | 1 |
| Westfalen | 1 | Unterfranken | 20 |
| Reg.-Bez. Kassel | 139 | Oberfranken | 23 |
| „ „ Wiesbaden | 25 | Mittelfranken | 26 |
| Provinz Sachsen | 28 | Oberpfalz | 1 |
| „ Brandenburg | 4 | Oberbayern | 28 |
| „ Westpreußen | 3 | Schwaben-Neuburg | 91 |
| „ Ostpreußen | 5 | Rheinpfalz | 23 |
| „ Schlesien | 24 | Hohenzollern | 3 |
| „ Posen | 2 | Großherzogtum Baden | 1 |
| Königreich Sachsen | 1 | „ Hessen | 19 |
| Großherzogt. Sachsen | 20 | Ober-Elsaß | 36 |
| Herzogtum Gotha | 19 | Unter-Elsaß | 68 |
| „ S.-Mein. | 11 | Mecklenburg-Schwerin | 2 |

Aber auch ins Ausland ist die Raiffeisensche Organisation gedrungen. In Tirol und Vorarlberg, Niederösterreich und der Schweiz, Italien und Siebenbürgen hat sie Fuß gefaßt. Aus dem letzten Jahresbericht entnehmen wir, daß auch in Frankreich warme Freunde für Raiffeisens Werk sich finden. Pater Ludovic de Besse, der Vorsitzende der französischen Volksbanken, hat Neuwieds Zentralstelle besucht, und zum Studium der gesamten Organisation wird dort jetzt Herr Etcheverry, Mitglied der französischen Kammer erwartet. Auch in England, Holland, Rumänien, Polen und Rußland regt sich das Interesse für die bedeutsame Sache.

Doch nun zu Wuttigs Schrift! Sie soll uns den mächtigen, gottgesegneten Erfolg erklären. Nach einem kurzen Abriß über das Leben und Wirken des am 11. März 1888 heimgegangenen Vaters Raiffeisen, der „als ein lebendiger Christ und wahrer Volksfreund seinem Heilande in den geringsten seiner Brüder zu dienen nicht müde ward," bespricht Wuttig in lebendiger Weise die Grundlagen, Ziele, Einrichtungen und Erfolge der Vereine, die nach Raiffeisen sich nennen.

Mit kernigen Worten wird die bedrängte Lage der deutschen Landwirtschaft geschildert, unnachsichtig mit Kennerblick das Schmarotzergewächs des offenen wie verschleierten Wuchers, als Geld-, Getreide-, Land-, Vieh- und Warenwuchers, unter dem so viele unsrer ländlichen Volsgenossen bitter schmachten, aufgedeckt und auf dessen unheilvollen Wirkungen für das sittlich-religiöse Leben hingewiesen:

Der Wucher stumpft bei den in seinen Fesseln schmachtenden Opfern das Gefühl für Recht und Unrecht, für Wahrheit und Lüge, für Pflicht und sittliche Zucht immer mehr ab; er untergräbt und zerstört Vertrauen und Liebe zur Obrigkeit, weil diese so oft nach dem Buchstaben des Gesetzes dem schändlichsten Blutsauger ihren Arm leihen muß zur Befriedigung seiner gerechten Ansprüche. Er raubt die Freudigkeit zur Arbeit, den Trieb zum Sparen, zur geordneten Lebens-

führung; „denn warum soll ich," so denkt der arme Gebundene, „mich plagen und sparen für meinen Peiniger?" Er läßt seinen Sklaven die häuslichen Sorgen ertränken in den Fluten des Brantweins, treibt ihn wohl gar zum Selbstmord oder führt den um Hab und Gut Gebrachten der Sozialdemokratie als willkommene Beute zu. Solch furchtbarer Jammer aber schreit zum Himmel um Rache und rufts hinein ins Herz und Gewissen aller rechten Volksfreunde: Errette die, so man töten will, und entziehe dich nicht von denen, die man würgen will. Spr. Sal. 24, 11.

Nach der sodann aufgeworfenen Frage: Wer soll helfen? wird die reichgesegnete Thätigkeit der ländlichen Genossenschaften nach dem System Raiffeisen mit ihrer alleinigen Triebfeder, der christlichen Nächstenliebe in helles Licht gestellt:

Wer aber sollte nicht freudig an diesem großen Werke mitarbeiten, da seine Grundlagen nach dem Willen seines Stifters und nach der Praxis aller Raiffeisenschen Vereine einzig und allein die christliche Nächstenliebe ist? Sie ist die gewaltige Triebkraft, welche Herz, Kopf und Hand der in dieser gesegneten Arbeit Stehenden in Bewegung setzt; das Schwungrad aber muß die Treue im großen und kleinen sein, welche unsre Liebesarbeit in gleichmäßigem Gange erhält, daß letztere sich weder in unbesonnenem Eifer überstürze, noch auch unter der steten Reibung der Dinge und Menschen allzusehr sich verlangsame und erlahme. Die liebevolle Fürsorge für die armen und unfreien, schwachen und elenden, vom Wucher ausgebeuteten, von Kummer und Sorge niedergebeugten Brüder ist es, welche uns dringen und dingen soll auch zu dieser Arbeit im Weinberge des Herrn. Und wenn der Heiland uns zuruft im Michaelisevangelium: „Sehet zu, daß ihr nicht jemand von diesen Kleinen verachtet!," so legt er uns außer den Kindern gewiß auch die Kleinen und Armen an Geist, an Vermögen, an Willenskraft, an Glauben ans Herz. Zu diesen Kleinen aber gehören auch die armen Bauern, Handwerker und Tagelöhner auf dem Lande. Auf diesem Grunde der christlichen Nächstenliebe hat auch Raiffeisen unentwegt gestanden bis zum letzten Atemzuge. . . . Das Banner der aufopfernden Bruderliebe, welches Vater Raiffeisen so hoch gehalten, das ists noch heute, um das sich alle seine Jünger begeistert scharen in der durch tausendfache Erfahrung bestätigten Zuversicht: „In diesem Zeichen, und nur in ihm werden wir siegen." Denn was der kürzlich verstorbene Dekan Guth in Grünstadt in seiner trefflichen Schrift: „Die Armenpflege, deren Geschichte und Reformbedürfnis" als die Hauptaufgabe der Armenpflege bezeichnet, nämlich die individuelle Seelenpflege, das gilt auch in gewissem Sinne von den Grundsätzen und der Praxis der Raiffeisenschen Genossenschaften.

Auch über die Organisation der Vereine verbreitet sich Wuttigs Schrift. Sie hebt neben der unbeschränkten Haftpflicht die vier Grundpfeiler hervor, auf denen das Gebäude der ländlichen Darlehnskassen ruht. Es sind dies:

1. Die Unentgeltlichkeit der Geschäftsführung. Alle Vorstands- und Aufsichtsratsmitglieder arbeiten selbstlos und ohne jede Vergütung. Nur der Rechner erhält für seine Arbeiten eine billige Vergütung.

2. Die Beschränkung des Vereins, unbeschadet seiner Lebensfähigkeit, auf einen möglichst kleinen, ganz übersehbaren Bezirk. Die Vereine sind hauptsächlich Parochialgenossenschaften. Gewöhnlich sind als Vorstandsmitglieder die Geistlichen, Lehrer, Kirchen- und Gemeindevorstände gewählt.

3. Die Ausleihung der Kapitalien auf längere Zeit bei Festsetzung bestimmter Fristabzahlungen gegen Personalbürgschaft. Der Zinsfuß ist ganz gering. Sollten Gelder zum Ausleihen nicht durch reichere Vereinsmitglieder eingezahlt sein, so tritt jederzeit in zuvorkommendster Weise die Zentraldarlehnskasse in Neuwied helfend ein.

4. Die Bildung eines gemeinsamen, unteilbaren Stiftungsfonds unter Abweisung jeden privaten Gewinnes.

Welche Fülle von Segnungen kann von diesem Stiftungsfonds, der gleichsam mit einem ehernen Walle gegen alle Gelüste der Habsucht und Selbstsucht des Einzelnen umgeben ist, zum Wohle des ganzen Vereines unter der sachverständigen, christlich gesinnten Leitung seiner Beamten ausgehen! Er soll in der That die Brunnenstube werden, von der aus Ströme des Segens befruchtend sich ergießen über das ganze Wirtschafts- und Gesellschaftsleben der ländlichen Bevölkerung. Es ist schlechterdings unausdenkbar, wie viele Keime des Guten durch diese Einrichtung befruchtet, wie viele schlimme Einflüsse fern gehalten oder wenigstens gemildert, wie viele Fortschritte in der Landwirtschaft herbeigeführt, wie viele Anstalten zur sittlich-religiösen Gesundung der Gemeinden können gefördert werden — alles unter dem Beistande des Herrn, an dessen Segen auch hier alles gelegen ist.

Es fehlt uns an Raum, auf die Organisation der Vereine im besondern näher einzugehen. Sie ist aber im großen und ganzen eine einfache, auch stellt die Generalanwaltschaft ländlicher Genossenschaften für Deutschland zu Neuwied, die der eigentliche Mittelpunkt der Vereine ist, „die allzeit



fürsorgende, leitende, opferbereite, beratende Mutter," in liebenswürdigster Weise ihren Rat stets zur Verfügung. An dieser Stelle sei nur noch auf einige Schriften hingewiesen, die in die Vereinssache einführen. Es sind folgende:

1. Raiffeisen, Kurze Anleitung zur Gründung von Darlehns-Kassen-Vereinen. Neuwied Raiffeisen und Konf. 5. Auflage 1890; 70 Pfge.

2. Raiffeisen, Instruktion zur Geschäfts- und Buchführung der Darlehns-Kassen-Vereine; ebenda; 2,25 Mark.

3. Kaiser, C. W., Raiffeisen-Abende. Zwiegespräch. (Besonders zur Einführung für Landleute). Ebenda; 1891. 25 Pfge.

4. Dr. Otto Brandt, Landrichter zu Hanau. System Raiffeisen. Ebenda; 1891. 80 Pfge.

5. Löll, Die bäuerlichen Darlehens-Kassen-Vereine nach Raiffeisen. Würzburg; Stuber; 80 Pfge.

Schon oft ist freilich die Frage aufgeworfen worden, ob die Raiffeisenschen Vereine Sicherheit gewähren. Dem entgegen ist auf die erfreuliche Thatsache hinzuweisen, daß in einem Zeitraume von 41 Jahren, seit welchem Darlehnskassenvereine bestehen, noch keiner Bankerott gemacht hat und noch kein Mitglied eines solchen durch die für den Verein übernommene Haftpflicht den geringsten Schaden erlitten, oder auch nur einen Pfennig Verlust gehabt hat. Zudem hat die Erfahrung gezeigt, „daß selbst in den Kriegsjahren 1864, 1866 und 1870 bei keinem einzigen Vereine infolge der allgemeinen unsichern Lage Kündigungen von seiten der Vereinsgläubiger in größerm Umfange vorgekommen sind, ja daß vielmehr gerade in diesen Zeiten und in den 1870 am meisten bedrohten Gegenden am Rhein ängstliche Kapitalisten nicht nur ihre Kapitalien nicht kündigten, sondern den Vereinskassen ihr bares Geld zu ganz niedrigen Zinsen, einzelne sogar ohne Zinsen anboten."

Welch bedeutenden Einfluß und welch hohes Ansehen Raiffeisens Werk gefunden, geht auch aus den Worten hervor, die wir der Gedächtnisrede des Heimgegangenen, gehalten von Pfarrer Kaiser von Berg in Donauwört entnehmen:

Vater Raiffeisen hat sein edles Leben aufgeopfert im Dienste der Nächstenliebe. Er ist in dieser Beziehung — und ich glaube damit nicht zu viel zu sagen — einer der größten Volkstribunen unsers an großen Männern gewiß nicht armen Jahrhunderts. Er war ein Christ der That.

Eine Stimme der Revue des Banques, einer Zeitschrift für Kredit- und Versicherungswesen, erkennt das öffentlich an, nachdem sich kaum das Grab über Raiffeisen geschlossen, denn sie sagt:

Er starb begleitet von der legitimen Verehrung, die man seinem Charakter, seinen Werken und seinem Glauben an das Gute schuldete. In einer Epoche von Materialisten war Raiffeisen Spiritualist und Christ in des Wortes ganzer Bedeutung geblieben.

Weiter heißt es dort:

Raiffeisen ist der Schöpfer einer fruchtbaren Bewegung. Er hat den Bauern gezeigt, wie sie gegen die Zwischenhändler zu kämpfen vermögen; er hinterläßt mehr als tausend nach seinen Prinzipien organisirte Darlehenskassen; er hinterläßt sein Werk blühend und mächtig.

Die irdische Anerkennung über das unübertreffliche Werk Raiffeisens hat endlich ihren Höhepunkt erreicht in dem Kaiserworte, das am 22. August 1882 an Vater Raiffeisen erging:

Se. Majestät, dem durch den Fürsten zu Wied und die unterzeichneten Minister über die segensreiche Wirksamkeit der Darlehenskassenvereine ausführlicher Bericht erstattet worden ist, haben zu befehlen geruht, daß bei dieser Gelegenheit die Verdienste des Gründers und Anwalts der Darlehenskassenvereine, des Bürgermeisters Raiffeisen, in Allerhöchst Ihrem Auftrage Anerkennung finden sollen. Indem wir diesem Allerhöchsten Befehle hiermit nachkommen, sprechen wir dem Bürgermeister Raiffeisen für sein selbstloses und gemeinnütziges Wirken zur Hebung der landwirtschaftlichen Verhältnisse und speziell der Kreditnot der landwirtschaftlichen Bevölkerung die wärmste Anerkennung mit dem Wunsche aus, daß es den Bemühungen des Urhebers dieser Bewegung, unterstützt von einer vorsichtigen und gewissenhaften Verwaltung der einzelnen Vereine, gelingen möge, diese Einrichtungen immer weiter auszubreiten und zu immer bessern Resultaten zu führen. In diesen Bestrebungen werden die Vereine stets jede zulässige Unterstützung seitens der Staatsregierung genießen.

Nach solch ehrendem Zeugnisse ist es nicht zu verwundern, wenn Wuttig in seiner Schrift zum Schlusse in warm empfundenen Worten noch auf den Genesungs- und Gesundheits-

prozeß hinweist, der durch diese Vereine in mehr denn tausend Dörfern unsers Vaterlandes sich zum Heile unsers Volkes fühlbar macht. Man merkt es den Mitteilungen an, daß sie aus reicher Erfahrung heraus mit liebevollem Herzen gesprochen sind, ist doch auch Wuttigs aufopferungsfreudiges Wirken im einsam und hoch gelegnen armen Rhöndorf Frankenheim von Gottes Segen reich begnadigt worden und hat mit Hilfe des Vereines bedeutungsvollen Wandel geschaffen.

Fragen wir uns aber zum Schlusse, inwiefern durch Raiffeisens Vereine sowohl das Ideal evangelischer Gemeinden gefördert, als auch in ihrer Organisation ein Schutz gegen den Umsturz in unsern ländlichen Gemeinden aufgerichtet wird, so sind es wohl besonders folgende Punkte, die ins Gewicht fallen.

Zunächst wirkt entschieden fördernd der Umstand, daß in Raiffeisens Vereinen praktische Sozialreform auf christlicher Grundlage zu That und Wahrheit wird. Die Vereine sind keineswegs bloß Geldinstitute, sondern Vereine mit christlich-sittlichen Grundlagen. Alles ist euer! auch das Geld — gebrauchen wir es auch im Dienste Gottes zu seiner Ehre! — denn wir sind Christi. Christus aber spricht: Alles, was ihr gethan habt einem dieser meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir gethan. Wie herrlich klingt dies höchste Prinzip seiner Vereine durch die gewichtigen Worte hindurch, womit Vater Raiffeisen den letzten von ihm gehaltenen Jahresbericht schloß. In seinen Vereinen tritt einer christlichen Gemeinde die thatsächliche, handgreifliche Wirkung bewahrender und fürsorgender, rettender Liebe entgegen; die Predigt der Liebe von der Kanzel herab verhallt nicht, es wird auch die rettende Hand geboten! Die Kluft zwischen Arm und Reich wird thatsächlich überbrückt durch — die Liebe. Das führt zu einem Weiteren.

Die Vereine nach Raiffeisen zeigen alle ein lebendiges Gemeinschaftsverhältnis. Ihr geringer Umfang schließt alle ehrenwerten, sittlich geachteten Männer einer Parochie zusammen zu gemeinsamer That, zu gemeinsamer Hebung der Einzelgemeinde nach ihrer sittlichen Seite. Von Natur ist dem Bauernstande wohl aller Gegenden ein gut Stück Mißtrauen eigentümlich selbst gegen die nächsten Nachbarn und Verwandten. Das schwindet nach und nach von selbst, wenn der Verein erst rechte Wurzeln geschlagen. Er bildet dann eine einzige christliche Familie; und welcher Segen geht von solcher Gemeinschaft aus, wie mannigfaltig sind die gegenseitigen Anregungen! Hier organisirt sich eine Landgemeinde von selbst. Außer den Vorträgen, die bei gelegentlichen Versammlungen gehalten werden können, wirkt bildend und das Standesbewußtsein hebend das vorzüglich redigirte „Landwirtschaftliche Genossenschaftsblatt“ der Vereine.

Nicht gering ist ferner anzuschlagen die heiligende Zucht, die auf Grund der Vereinsbestimmungen sich auswirkt gegenüber den Schwachen und Verkommenen. Sparsamkeit, Arbeitslust, Ordnungssinn, geordnetes Familienleben sind die edlen Früchte, die in tausend Fällen schon der gewissenhaften Fürsorge dieser Vereine gefolgt sind.

Am bedeutsamsten aber gegenüber den Einwirkungen der Sozialdemokratie wirkt der Umstand, daß in Raiffeisens Vereinen der gänzlichen Verarmung und Verlotterung so vieler auf abschüssige Bahnen geratenen Landleute vorgebeugt wird. Haus und Hof, Garten und Feld, Dienstherrschaft und täglich Brod wird auch dem Aermsten erhalten. Aber auch der geringste Besitz schützt mächtig gegen das auflösende Programm der Sozialdemokratie.

Wer soll die Ausbreitung der Raiffeisenschen Vereine in die Hand nehmen? Gewiß die dazu berufenen gebildeten Glieder ländlicher Gemeinden. Wir meinen vor allem die Geistlichen und Lehrer. Ehe unsre ländliche Bevölkerung, deren wirtschaftliche Lage durch Handel und Industrie, durch Entwertung des Grund und Bodens, durch Börse und Großkapital, durch Uebergang von Natural- zur Kapitalwirtschaft, durch Wucher und ausbeutenden Zwischenhandel in große Bedrängnis geraten ist (in den Jahren 1887, 1888 sind in Deutschland 343 Millionen Mark mehr Hypotheken auf landwirtschaftliche



Grundstücke aufgenommen als zurückgezahlt worden), sich falsche Hilfe verschafft, die sie in schlimme Bahnen treibt, ist es heilige Pflicht auch der Kirche, d. h. der evangelischen Gemeinde, mitzuarbeiten an der wirtschaftlichen Wohlfahrt ihrer Glieder um hierdurch die Grundlage für das sittliche Wohl zu stärken. Hiervor sollte niemand, der es mit Kirche und Volk wohl meint, die Augen verschließen, sagt doch ein berühmter Sozialpolitiker: „Jeder Verzicht der Kirche und ihrer Diener auf ihren sozialen Beruf hat sofort einen tiefen Verfall des kirchlichen Lebens zur Folge;“ spricht doch auch Abt Uhlhorn „der Kirche den endlichen Sieg zu, die zur Lösung der sozialen Frage am meisten beiträgt;“ hat doch selbst der preußische Oberkirchenrat in seinem Erlaß vom 17. April 1890 besonders die evangelische Geistlichkeit zu solcher Thätigkeit ermahnt.

Noch ist es Zeit! Die Not der Zeit predigt es laut: Mehr Herz auch für unser Landvolk, organsirt es, gründet Raiffeisenvereine! R S

---

## Die Kirche zu Mollwitz

3

Völlig unberührt blieben sowohl 1820 als 1865 nur zwei herrliche Bilder, von denen das eine das erste Menschenpaar im Paradiese, das andre die Anbetung der heiligen drei Könige darstellt. Sie befinden sich an der westlichen und östlichen Giebelspitze, zu deren Besichtigung, seit das frühere Tonnengewölbe der Kirche einer flachen Bretterdecke weichen mußte, der Kirchenboden erstiegen werden muß. Nur an ihnen läßt sich die alte Tempera-Malerei, bei der die Farben mit Milch, Feigensaft, Gummi u. dergl. gemischt wurden, noch in ihrer Ursprünglichkeit erkennen.

Die Bretter dieser erst später eingeschobenen Decke sind dem Charakter des ganzen Hauses gemäß mit kirchlichen Mustern bemalt. Wir sehen da einen seltenen Reichtum von symbolischen Figuren vereinigt: Einhorn, Löwe und Hirsch, Greif und Adler, Hahn und Taube, Lotosblume und Lilie, die Sonnenblume mit I H S, den Anfangsbuchstaben des Namens Jesu nach griechischer Schreibweise, dem bekannten Zeichen auf den Fahnen der Kreuzfahrer. Die Kirchendecke im Filial Grüningen stimmt genau mit der Mollwitzer überein.

Auch sonst überall, wo irgend ein Räumlein sich bietet, an Fensterwänden, in Fensterbögen, über einzelnen Bildern, über und unter den Friesen 2c., allenthalben ist eine Fülle von farbigen Symbolen und Ornamenten verstreut.

Im entsprechenden Geschmacke wurden bei der Restauration die Fenster gehalten, besonders das Hauptfenster über dem Altare. Das Licht, das in die bilderreiche Kirche herein will, muß meist den Weg sich bahnen durch farbiges Glas und durch bemalte Scheiben.

Während die Fenster des Schiffes den gotischen Spitzbogen und im Maßwerk Fischblasenformen zeigen, romanisiren die des Altarraumes, dessen halbkreisförmiges Gewölbe als ganz romanisch erscheint. Wir stehen hier vermutlich im ältesten Teile der Kirche.

Auch die Wände des Altarraumes sind durchaus mit Bildern überdeckt, die aber mattere Farben tragen, als im Schiff; besonders auffällig sind die Figuren durch das beharrliche Grau aller Fleischteile.

Gleich neben der Kanzel rankt sich an der Wand empor der zwanzig Fuß hohe und achtzehn Fuß breite Stammbaum Christi. Er entspringt aus dem Haupte Jesses, neben dem die vier großen Propheten Weissagungen auf die Geburt Christi von ihren Spruchbändern lesen.

Auf dem nächsten Bilde tragen Engel das Christkindlein schwebend auf ausgespanntem Linnen. Maria betet an. Zwischen ihr und Joseph steht über Kohlen ein Rost, auf dem Fische, ein altes Symbol Christi, liegen. Die Bademutter bereitet soeben dem Kindlein das erste Bad und prüft dabei sorglich mit der Hand die Wärme des Wassers. Ein Engel sitzt auf dem Giebel des Stalles und verkündigt den Hirten die fröhliche Botschaft.

Die dritte Gruppe bilden die Weisen aus dem Morgenlande, die zum Unterhalt der heiligen Familie anbetend ihre Gaben bringen. Oben in der Dachluke füttert eine Taube ihre Jungen. Der Leitstern steht gerade über einer Windmühle. Schon auf dem vorigen Bilde war eine angebracht. Das deutet auf eine Zeit, wo Windmühlen noch etwas Neues, Bemerkenswertes waren. Stenzel läßt sie um 1250 in Schlesien eingeführt werden, also genau um die Zeit, wo Herzog Heinrich von Schlesien das ursprünglich slavische Mollwitz, urkundlich Malewitz, Kleindorf, durch den Schulzen Theoderich den Sachsen auf deutsches Recht setzte.

Das folgende Bild zeigt uns Maria mit dem Christkinde. Engel breiten ihren Mantel aus, damit Heilige unter ihm Platz finden.

Dann kommt die merkwürdige Darstellung des Leidens Christi, von der nachher die Rede sein wird.

Auf der Südseite des hohen Chores wird die von Sonnenstrahlen und Regenbogen umleuchtete Maria durch Engelhände in den Himmel getragen, wo Christus, von Wolken und Engeln umgeben, sie erwartet. Unter Christo lesen sechs Apostel in einem großen Buche, unter der Maria trauern noch die sechs andern und Joseph an dem Sarge, aus dem sie sich soeben erhoben hat.

Weiterhin folgen: Die Darstellung des Christkindes und der zwölfjährige Jesusknabe im Tempel.

4

Unter all den zahlreichen Bildern der Mollwitzer Kirche bleibt doch das merkwürdigste das jetzt noch zu beschreibende, das wir schon eingangs dieser Zeilen als das eigentliche Ziel unsrer Bilderschau bezeichneten. Es ist eine so seltsame Auffassung der Kreuzigung, daß wir Mühe haben, uns hineinzuleben.

Christus wird nicht von den Kriegsknechten gekreuzigt, sondern von den sieben Tugenden. Diese erscheinen als zierliche Frauengestalten in farbiger Gewandung, die aus stilisirten Wolken hervorwachsen.

Sechs tragen Kronen, einen Turban nur die demütige Fides, die Jesu die Dornenkrone aufs Haupt drückt. Auf ihrem Spruchbande steht: Die Judenschaft wird gebannet unter die Erden. Die Misericordia nagelt die rechte Hand fest und spricht dabei: Gottes Zorn ich finde an dem werten Gotteskinde; während die Justitia, die die linke Hand annagelt, den Spruch sagt: Das war Gottes Gerechtigkeit, daß er duldet Jammerkeit. Die Charitas stößt ihm den Speer in die Seite mit den Worten: Dein Uebermaß (deine übermäßige Liebe ist) so gut, daß du für den Sünder vergoßt dein Blut. Die Humilitas bindet Jesu Füße an den Kreuzesstamm und klagt: Christus von rechter Demütigkeit seine bittern Schmerzen leidt. Die Patientia treibt den Nagel durch die Füße und rühmt: Christus mit ganzer Geduld bezahlt der Sünder Schuld. Inmitten dieser sechs Tugenden: Glaube, Barmherzigkeit, Gerechtigkeit, Liebe, Demut, Geduld, schwebt die Hoffnung, Spes, fügt Christo kein Leid zu und fängt mit ihren Händen das Blut auf, das aus der Speerwunde quillt, wobei sie den Ausspruch thut: Er ist mir vorgegangen und ich hab ihn umfangen.

Zu Füßen des Kreuzes steht seine Freundin und Feindin, Kirche und Synagoge. Zur rechten Hand erhebt sich aus Wolken die Frauengestalt der Kirche mit Krone, Kelch und Siegesfahne. Neben ihr: Mensch, Löwe, Stier und Adler, die Symbole der vier Evangelisten. Ueber ihr die Legende: Ecclesia ich bin genannt, der Christenheit ich gebe die Freude, der Welt Leben. Der Gestalt der Kirche gegenüber erhob sich die der Synagoge, die aber 1511 bei ungeschickter Anbringung des Sakramentshäuschens für die Geräte zur letzten Oelung ganz zu Grunde ging und nur noch durch den übrig gebliebenen Rest des Spruchbandes nachgewiesen wird.

Des Malers Restaurationskunst war am Ende angelangt und konnte nicht weiter. Auch da übrigens, wo sie Wiederherstellung wagte, besonders bei Erneuerung der Spruchbänder, wird sie mannigfach geirrt haben. Allerdings hat L'oeillot de Mars jeden Zoll der verblichenen Bilder und jeden Buchstaben



der verwischten Sprüche so nahe vor Augen gehabt, daß wir gewiß vertrauensvoll ihm folgen durften. Nur hier und da mußten wir uns den abweichenden Entzifferungsresultaten von Luchs und Lutsch anschließen. An mehr als einer Stelle wird Wort und Sinn nie ganz zu Tage kommen. Zumal wenn die Mönche, die nach chronikalischen Nachrichten die Kirche ausmalten, in schlesischer Mundart reden, sind sie nicht immer leicht zu verstehen.

Einer sinnigen Beigabe unsres Bildes müssen wir noch gedenken. Schon außerhalb seiner, an der südlichen Chorwand, liest ein der Justitia zugewendeter Prophet in seinem Buche die Weissagung nach, die durch die Kreuzigung soeben sich erfüllt. Aehnliches trat uns schon früher entgegen.

Wenn wir den Quellen nachforschen, aus denen die Maler des Bildes geschöpft haben mögen, so gelangen wir, den Fingerzeigen des Piperschen Kalenders von 1859 folgend, zu Bernhard von Clairvaux, der nicht nur zu Lebzeiten, sondern auch noch nach seinem Tode einen mächtigen und allseitigen Einfluß auf die Kirche übte. So hat er einmal über Psalm 85, 11 zu Mariä Verkündigung eine Predigt gehalten, darin er in seiner dichterischen, phantasiereichen Weise den Plan der Menschwerdung des Sohnes und seines Erlösertodes weitläufig dramatisirt und auf eine feierliche Beratung zwischen Gott und den Tugenden Gerechtigkeit und Wahrheit, Barmherzigkeit und Friedsamkeit zurückführt. Diese Predigt fand solche Verbreitung, daß ihr Einfluß auf Dichter und Maler bis ans Ende des sechzehnten Jahrhunderts verfolgt werden kann. Ein Einfluß, dem wir wohl auch das Mollwitzer Kreuzigungsbild verdanken. Die Allegorie, die wir vor uns haben, gehört unstreitig zu den üppigsten Ranken, die jene fromme Parabel trieb.

5

Von altersher ist auf die Ausschmückung der Mollwitzer Kirche ein sonderlicher Fleiß verwendet worden. Die Bilder, die wir jetzt erneuert vor uns haben, sind nicht mehr die ersten. Vor ihnen, wie Abblätterungen ergaben, war das Schiff schon zweimal, der hohe Chor wenigstens einmal bemalt; dieser mit den zwölf Apostelköpfen, deren jeder von einem Abschnitte des Apostolikums umschrieben war. Bekanntlich berichtet die Ueberlieferung, daß bei Aufstellung unsers Glaubensbekenntnisses jeder Apostel seinen Einzelbeitrag geliefert habe.

Schwerlich wird völlig aufgeklärt werden, warum gerade die Kirche zu Mollwitz einen so reichen Bilderschmuck aufweist. Allerdings hatte sie, wie Brieg und Grüningen, schon einen Pfarrer, als laut päpstlicher Urkunde von Avignon, ausgestellt Montag, den 14. Januar 1376, noch dreißig Kirchen des Brieger Sprengels nur von Altaristen bedient wurden.

Lassen wir alle Vermutungen beiseite und freuen wir uns der Gewißheit, daß schon viele Jahrhunderte daher ungezählte Beschauer an den frommen Bildern unsrer Allerheiligen-Kirche sich erfrischt und erbaut haben. So wirds auch bleiben. Jeder der Brieg berührt, sollte die Mollwitzer Kirche besuchen und ihren dichten Bilderwald durchwandeln.

Je länger du dann das seltsame Kreuzigungsbild anschaust, bei dem wir am längsten verweilten, desto mehr schwindet dir alles bunte Beiwerk in Farbe und Gedanke, und du siehst schließlich nichts und niemand, denn Jesum allein, der stirbt, weil er liebt. S—f

## Ein Simultangottesdienst in der guten alten Zeit

In ihrer Nummer 30 des Jahrgangs 1890 schilderte uns die Christliche Welt ein wunderbares interkonfessionelles Idyll an der schesisch-brandenburgischen Grenze. Ein noch merkwürdigeres Gegenstück dazu bot in der guten alten Zeit die oldenburgische Gemeinde Goldenstedt. Erst seit 1850 hat sie ihren besondern Charakter eingebüßt. Damals gelang es nämlich dem evangelischen Teile der Gemeinde, sich ein eignes Gotteshaus durch die Hilfe des Gustav-Adolf-Vereins zu erbauen.

Doch auch dieses Idyll entbehrt gerade so wie seine schlesische Schwester nicht eines dunklen Hintergrundes, indem nur durch viel konfessionellen Kampf und Streit hindurch jener ganz eigentümliche Friedenszustand zwischen Evangelischen und

Katholiken gewonnen wurde. Die Geschichte Goldenstedts steht einzig da in ihrer Art.

Schon frühe hatten die Wellenschläge der lutherischen Reformation das kleine Dörfchen Goldenstedt ergriffen. 1528 hatte Patroklus Römeling hier zum erstenmale die Predigt des lautern Gotteswortes verkündigt. Sehr bald darauf bekannten sich alle Glieder der Gemeinde, die seit alters politisch gespalten war, da der größte Teil von ihr unter Münsterschem, der kleinere dagegen unter Diepholzschem und später unter Lüneburgischem Regimente stand, zur Augsburgischen Konfession. Wie nun der Glaubenswechsel der Gemeinde ohne viel Sturm und Unruhe erfolgt war, war auch die Zeit bis zum Ende des Reformationsjahrhunderts für die Gemeinde eine Zeit der Ruhe und stillen Genusses der wiedererworbenen Güter des Glaubens. Doch schon der Beginn des neuen Jahrhunderts änderte mit einem Schlage die friedliche Situation.

Der römische Katholizismus hatte sich aus seiner Niederlage, die ihm Luthers That beigebracht, wieder erholt. Die Herrschaft kraftvoller Päpste und die zielbewußte Arbeit des Jesuitenordens hatten ihm wiederum zum Bewußtsein seiner eigentümlichen Kraft verholfen. Katholische Fürsten und Bischöfe, getrieben und unterstützt von den Jüngern Loyolas, waren allenthalben am Werke, das an den Protestantismus verlorene Terrain der römischen Kirche zurückzuerobern, vor allem aber ihre eignen Gebiete von den Ketzern zu säubern.

Auch Bischof Ferdinand von Münster, zu dessen Sprengel ein Teil der Goldenstedtschen Gemeinde gehörte, setzte seine ganze Kraft ein, die Evangelischen seiner Diözese zur alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen. Seine Versuche waren allenthalben mit Erfolg gekrönt. Auch Goldenstedt widerstand ihm nicht, soweit es zu seiner Herrschaft gehörte.

Jedoch die lüneburgischen Unterthanen Goldenstedts blieben ihrem evangelischen Glauben treu. In ihrem Widerstande gegen des Bischofs Bekehrungseifer fanden sie eine kräftige Stütze an ihrer herzoglichen Landesherrschaft, die zugleich ihre Gutsherrschaft war. Diese trat in der That nachdrücklich für die Rechte ihrer evangelischen Unterthanen ein, als im Jahre 1613 Bischof Ferdinand, um den evangelischen Gottesdienst in Goldenstedt auszurotten, dem damaligen Pfarrer Eikhoff Abschwörung seines Glaubens anbefahl und die Auslieferung der Kirche an die Römischen anordnete. Erst im Jahre 1616 gelang es durch einen Gewaltstreich den Katholiken, Eikhoff zu vertreiben und Kirche und Pfarrwohnung zu besetzen. Zum katholischen Pfarrer ward Nikolaus Sprangeler ernannt, der seine Wirksamkeit damit begann, daß er dem damaligen lutherischen Küster Wessel die Entscheidung zwischen Uebertritt und Amtsentsetzung anheimgab. Doch die lüneburgische Regierung sah diesen Vorgängen nicht ruhig zu. Ihrerseits vergalt sie vielmehr den Katholiken wiederum mit einem Gewaltstreiche. Herzogliche Truppen rückten in Goldenstedt ein; da sie es aber nicht auf die Dauer halten konnten, so rissen sie Turm- und Kirchdach ein und sprengten die Gewölbe der Kirche, um ihre gottesdienstliche Verwendung unmöglich zu machen. Kurz darauf kam zwischen der herzoglichen und der bischöflichen Regierung ein Vergleich zustande, der bestimmte, daß die Kirche Goldenstedts ihrer Bestimmung entzogen, die Einwohner aber in benachbarte Orte eingepfarrt werden sollten.

Doch die Unruhe und die Stürme des dreißigjährigen Krieges ließen bald diese Anordnung vergessen. Die Katholiken aber waren es, die mit Klugheit und Energie die günstige Lage ausnutzten. Aus der Münsterschen Diözese kamen zahlreiche Priester und Mönche nach Goldenstedt. Deren Predigt scharte oft auch evangelische Gemeindeglieder um sich; ihre Messe verfehlte auch auf die Evangelischen ihren Eindruck nicht. Und nun wird uns aus dem Jahre 1624 zum erstenmale berichtet, daß ein Barfüßermönch in den Ruinen der alten Kirche gepredigt, der damalige Küster Wessel aber dabei evangelische Lieder angestimmt habe, ein Ereignis, das von Bedeutung wurde für die Zukunft der ganzen Gemeinde.

Jetzt traten die Münsterschen immer rücksichtsloser in Goldenstedt auf. Immer festern Boden gewannen sie in der ganzen Gemeinde, in ihren Erfolgen gefördert durch die Schwäche der Evangelischen. Endlich gingen sie soweit, das zertrümmerte Kirchen-



gebäude in Dach und Mauern wieder herzustellen und einen katholischen Pfarrer wiederum einzuführen. Daneben aber waltete wunderbarerweise der lutherische Küster ungestört seines Amtes. Es währte nicht lange, da las man in der Kirche auch öffentlich die Messe, was man anfangs noch nicht gewagt hatte; ja man scheute sich bald nicht mehr davor, Prozessionen zu veranstalten und neben der vom lutherischen Küster versehenen Schule eine katholische einzurichten.

Die lüneburgische Regierung war im allgemeinen solchen Vorkehrungen von katholischer Seite gegenüber machtlos. Was sie dagegen that, war allein dies, daß sie die dem katholischen Pfarrer von den lüneburgischen Unterthanen zuständigen Naturallieferungen diesem entzog und sie den Pfarrern zweier benachbarten Dörfer überwies, von wo aus die Lutherischen Goldenstedts kirchlich versorgt werden sollten.

Endlich in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts richteten mehrere beteiligte Regierungen ihr Augenmerk auf die kirchlichen Zustände Goldenstedts. Konferenzen wurden einberufen. Doch das Ergebnis ihrer Verhandlungen war nur eine Garantirung des gewaltsam und widerrechtlich errungenen Besitzstandes der römischen Kirche in Goldenstedt. Lüneburg und die Protestanten dagegen konnten sich nur in einem gewissen Mitbesitz der Kirche und im Besitze des Geläutes und des Gesanges, sowie der Kirchenschlüssel mittels des evangelischen Küsters erhalten. Auf diesen Konferenzen ward auch der sonderbare Gottesdienst vertragsmäßig festgestellt, wie er sich im Laufe der Zeit herausgebildet hatte und wie er dann im wesentlichen bis in unser Jahrhundert fort bestanden hat. Wir können es uns um seiner verwunderlichen, wohl ganz einzig dastehenden Art nicht versagen, etwas näher auf seinen Gang einzugehen.

Nachdem der katholische Priester die Kirche geweiht hatte, trat er an den Altar und verrichtete daselbst ein stilles Gebet, während die katholische Gemeinde den Introitus sang. Darauf intonirte die evangelische Gemeinde unter Begleitung der vom katholischen Organisten gespielten Orgel das Kyrie. Nun folgte das Gloria in excelsis, dem die Evangelischen antworteten mit dem ersten Verse des Liedes: Allein Gott in der Höh sei Ehr. Die Messe ward jetzt vom Priester bis zur Verlesung der Epistel fortgesetzt; an sie schloß sich der dritte Vers obengenannten Liedes, von der lutherischen Gemeinde gesungen.

Es folgte die Fortsetzung der Messe bis zum Evangelium und Credo, und nun stimmten wiederum die Evangelischen den ersten Vers von Wir glauben all an einen Gott an. Darauf die Präfation nebst einigen Wechselgesängen und der ganze letzte Teil der Messe mit allem katholischen Gepränge, dem Schellen der Betglocke und der anbetenden Kniebeugung der Gemeinde. Während nun nach Beendigung der Messe der Priester auf die Kanzel stieg, sang die evangelische Gemeinde ein Lied aus dem hannöverschen Gesangbuche. Alsdann hielt der Priester eine Predigt für beide Konfessionen; nach deren Beendigung verließen die Katholiken sogleich die Kirche, die Evangelischen dagegen sangen noch ein paar vom Küster ausgewählte Gesangstrophen ohne Orgelbegleitung.

In solcher Weise wurde allsonntäglich der Hauptgottesdienst abgehalten. Als eigentümlich möchte noch die kirchliche Feier bei Beerdigungen erwähnt sein: sämtliche Leichen ohne Unterschied des Bekenntnisses wurden vom lutherischen Küster unter Absingung lutherischer Lieder und vom katholischen Priester zu Grabe geleitet. Letzterer hielt dann nach erfolgter Bestattung über alle eine Leichenpredigt mit lutherischem Eingangsliede und Schlußverse, die indes später bei katholischen Leichen mit einer Messe vertauscht wurde.

1803 fiel Goldenstedt mit einer Anzahl benachbarter Dörfer an Oldenburg. Konsistorium wie Regierung dieses Landes nahmen sich der Evangelischen Goldenstedts kräftig und hilfreich an. Durch Unterstützung von dieser Seite, durch die Hilfe des Gustav-Adolf-Vereins wie durch eigne große Opfer wurden sie endlich 1847 in den Stand gesetzt, zum Bau einer evangelischen Kirche zu schreiten. Mit ihrer Einweihung 1850 wurde zugleich jenem nicht minder unerträglichen als der evangelischen Kirche unwürdigen Zustande ein rasches Ende bereitet, der, wenn auch ein merkwürdiges Zeugnis gegenseitiger konfessioneller Duld-

samkeit und kirchlichen Gemeinschaftslebens, doch dritthalbhundert Jahre wie ein Alp auf dem evangelischen Gemeindeleben Goldenstedts gelastet hatte, die Freiheit und Kraft seiner Entwickelung unterbindend.*)

F G

## Zum Kampf um das preußische Volksschulgesetz

### Kundgebung des Zentralvorstandes des Evangelischen Bundes

Der dem preußischen Landtage vorgelegte Volksschulgesetzentwurf steht in so engem Zusammenhange mit den Lebensinteressen des evangelischen Volkes und der evangelischen Kirche, daß der Evangelische Bund nicht umhin kann, dazu Stellung zu nehmen, zumal die Gefahr nahe liegt, daß im Streit der Parteien die dem Wesen der Reformation entsprechenden Gesichtspunkte nicht in ihrer vollen Reinheit und Klarheit erfaßt werden. Nicht eine umfassende Beurteilung des ganzen Entwurfs kann unsre Aufgabe sein, sondern nur die Darlegung, wiefern die kirchlichen und vaterländischen Interessen durch denselben gefördert oder gefährdet werden.

Hierüber das Wort zu ergreifen, durfte der Zentralvorstand sich umsomehr für ermächtigt ansehn, als eine grundsätzliche Erklärung des gesamten Bundes in Sachen des Volksschulwesens bereits vorliegt, nämlich eine auf der Generalversammlung zu Stuttgart im September 1890 einstimmig angenommene Resolution, die folgendermaßen lautet:

„Die Koblenzer Katholikenversammlung hat die in Bochum und auf frühern Katholikenversammlungen gestellten Forderungen betreffs des Rechts der Kirche, der Familie und der Gemeinde auf die Leitung und Einrichtung der Volksschule erneuert.

„In Erwägung, daß die Erfüllung dieser Forderungen im Sinne des Ultramontanismus einer Auslieferung eines großen Teils der deutschen Schulen an die römische Kirche gleichkommen und darum die größte Gefahr für unser christliches Volksleben enthalten, würde,

„protestirt die Generalversammlung des Evangelischen Bundes gegen diese Forderungen, will aber ebenso entschieden unter Zurückweisung aller auf Herbeiführung einer religionslosen Schule gerichteten Bestrebungen der deutschen Schule ihren christlichen Charakter gewahrt wissen."

Indem wir in unsrer Darlegung die hier aufgestellten Gesichtspunkte zur Anwendung bringen, dürfen wir hoffen, mit ihr, trotz mancher im einzelnen auseinandergehenden Meinungen, den Grundanschauungen der Mitglieder des Bundes gerecht zu werden.

Zunächst erkennen wir dankbar und freudig das Bestreben des Entwurfs an, die religiöse Unterweisung und Erziehung als Mittelpunkt der Volksschule zu erhalten. Wir sind ferner davon durchdrungen, daß in Preußen die konfessionelle Schule die normale Gestalt der Volksschule sein muß. Denn wie die christliche Religion überhaupt, so ist insonderheit das evangelische Christentum ein Sauerteig, der alle Lebensverhältnisse, auch die gesamte Erkenntnis durchdringen will. Auch die ganze Auffassung der Geschichte ist von ihm bedingt. Desgleichen muß das deutsche unterste Lesebuch in der Volksschule evangelischen Charakter tragen. Die größte Einbuße aber würde der evangelische Volksschulunterricht erleiden, wenn dem Lehrer verwehrt wäre, mit seiner ganzen Persönlichkeit für seine protestantische Ueberzeugung einzutreten. Je mehr der Unglaube jede göttliche Leitung der Weltgeschichte leugnet, und je kühner die römische Kirche die Geschichte nach ihrem Dogma zu „berichtigen" unternimmt, um so notwendiger ist es für die evangelische Bevölkerung, nicht nur im Glauben, sondern auch in der gesamten Welt- und Lebensanschauung der Reformation erzogen und befestigt zu werden.

Auch gegen die konfessionellen Schulvorstände haben wir von unserm Standpunkt aus nichts einzuwenden, erkennen für die Diaspora sie sogar als notwendig an und begrüßen überhaupt dankbar den verstärkten Schutz konfessioneller Minderheiten.

Aber dieser unverkennbare Segen konfessioneller Schulen darf uns nicht vergessen lassen, daß es immer Fälle gegeben hat und geben wird, in denen die Simultanschule oder wenigstens die Anstellung eines Lehrers andrer Konfession an einer sonst konfessionellen Schule als Ausnahme gestattet sein muß. Daher halten wir die Unbedingtheit, mit welcher der Entwurf diese Einrichtung für die Zukunft ausschließt, nicht für ratsam.

So warm wir für den evangelischen Charakter unsrer Schulen in wesentlicher Uebereinstimmung mit den Beschlüssen der preußischen Generalsynode und mit andern Kundgebungen auch aus Kreisen des Evangelischen Bundes eintreten, so ernstlich müssen wir gegen mehrere Bestimmungen des Entwurfs uns erklären, die durch das Interesse der evangelischen Kirche nicht geboten erscheinen, wohl aber der römischen einen Machtzuwachs verleihen, der gleicherweise dem Staate wie der evangelischen Kirche gefährlich werden würde. Hierzu rechnen wir das Veto des kirchlichen Kommissars gegen die Befähigung eines Lehrers zum Religionsunterricht (§ 112), das Recht des direkten Eingreifens der Kirche in den Unterricht bis zur Ersetzung des Religionslehrers durch den Geistlichen ohne weitere Sicherung als durch das „Einvernehmen mit dem Regierungspräsidenten" (§ 18), endlich den Mangel wirksamerer Kautelen bei Gründung von Privatschulen (§ 81).

*) Vergl. „Die Bauten des Gustav-Adolf-Vereins in Bild und Geschichte" S. 104 ff., herausgegeben von Dr. Karl Zimmermann. Darmstadt, Eduard Zernin, 1859.



Das Einvernehmen des Staates mit der Kirche über Stoff und Lehrmittel des Religionsunterrichts ist nötig und bestehendes Recht; auch eine Mitaufsicht der Kirche über denselben ist vorhanden und würde künftig bei der dem Geistlichen im Schulvorstand eingeräumten Stellung erst recht gewährleistet sein. Aber im Entwurf handelt es sich um das Recht der Kirchenbehörde, über die Befähigung eines Lehrers zum Religionsunterricht **allein**, über die Beseitigung eines Religionslehrers **fast allein** zu entscheiden. Für den Staat wäre dies Recht unerträglich: denn er gäbe dadurch die Einheit in der Schulleitung preis. Für die evangelische Kirche wäre dieses Recht ein zweifelhafter Gewinn: denn wenn gleich ein Mißbrauch von ihrer Seite schon bei ihrem ganzen Verhältnis zum Staate und nach ihren eignen Grundsätzen nicht zu besorgen ist, so hätte sie doch beständig mit einem Mißtrauen der Lehrerwelt gegen sich zu kämpfen, während ihr alles auf das Vertrauen und den guten Willen der Lehrer ankommen muß. Endlich in den Händen der römischen Kirche wäre jenes Recht überaus gefährlich: denn derselben würde es dadurch möglich gemacht, den ganzen Lehrerstand ihres Bekenntnisses ebenso zu beherrschen, wie es mit der Geistlichkeit schon jetzt der Fall ist. Von einer solchen Lehrerschaft würde bei der heute in der römischen Kirche herrschenden Richtung eine derartige Pflege der vaterländischen Gesinnung und der Volksbildung, wie unser Volk sie bedarf, nicht zu erwarten sein, dagegen die Kluft zwischen den Angehörigen eines Volkes und Landes immer mehr vertieft werden.

Die beabsichtigte Freigebung der Privatschule endlich gäbe dem Ultramontanismus die Waffe in die Hand, um den letzten Widerstand des Staates unwirksam zu machen, und würde in überwiegend protestantischen Gegenden immer neue Herde schaffen, um von ihnen aus die römische Propaganda zu betreiben. Gewiß ist die Möglichkeit, Privatschulen zu errichten, auch für die evangelische Kirche wertvoll, in der Diaspora sogar unentbehrlich; aber eine solche Freigebung derselben, die auch Ordensleuten, wenn sie nur die im Entwurf bezeichneten Bedingungen erfüllen, das ungehinderte Recht zu ihrer Leitung gäbe, wäre nur ein neues Machtmittel der römischen Kirche in ihrem Kampfe gegen das gottgegebne Recht des Staates und gegen unsre Kirche. Daß auch die Sozialdemokratie die Privatschule für ihre Zwecke ausnützen würde, sei hier nur angedeutet.

Die preußische Staatsregierung hat kein Hehl daraus gemacht, daß sie bei der Gestaltung dieses Entwurfs wesentlich mitbestimmt ist durch den Wunsch, den römischen Ansprüchen entgegen zu kommen. Umsomehr dürfen wir vertrauen, daß es ihr nicht weniger am Herzen liegen werde, den Befürchtungen des evangelischen Volkes gerecht zu werden. Denn auch diejenigen Kreise, die dem Entwurf wegen seiner Betonung der konfessionellen Schule die größte Sympathie entgegentragen, werden sich den Gefahren nicht verschließen können, welche derselbe andrerseits für die gedeihliche Entwicklung unsers Staates wie unsrer Kirche in sich birgt.

## Verschiedenes

**(Zur Charakteristik der Simultanschule in Baden)**, die in den vergangenen Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses von den Liberalen als das erstrebenswerte Ideal der Volksschule bezeichnet wurde, ist folgende Mitteilung sehr geeignet, die uns von kirchlich-liberaler Seite aus Baden zugegangen ist:

„In der höhern Klasse einer höhern Mädchenschule wird im Religionsunterricht Johannesevangelium gelesen, aber Joh. 7, 1—5 (Unglaube der Brüder Jesu) nicht ausgelassen, vielmehr, ohne irgendwie an die katholische Kirche zu denken, geschweige denn von ihr zu reden, daran erinnert, daß von Brüdern Jesu auch sonst die Rede sei. Gelegentlich — wir wissen nicht, aus welcher Veranlassung — behaupten katholische Schülerinnen den evangelischen gegenüber, Maria habe nur Ein Kind, Jesus, gehabt, und die evangelischen Schülerinnen behaupten das Gegenteil, sich auf ihren Geistlichen berufend. Die katholischen Schülerinnen teilen diese Auseinandersetzung ihrem Geistlichen mit, und eines schönen Tages wird dem evangelischen Pastor, der wußte, aus Vorsicht seit lange jede Erwähnung katholischer Lehren vermieden zu haben, sub rosa mitgeteilt, er habe durch die im evangelischen Religionsunterricht gemachte Aeußerung, Jesus habe Brüder gehabt, das religiöse Gefühl der katholischen Schülerinnen beleidigt und möge bedenken, daß er an einer paritätischen Anstalt wirke, die dem Geistlichen auch in seinem Religionsunterricht gewisse Schranken auferlege u. s. w.; der katholische Geistliche wolle keine Beschwerde erheben, — soweit sind wir jetzt noch nicht, daß dies Erfolg hätte: der jetzige Direktor der Schule ist evangelisch, der Nachfolger wird es allerdings nicht mehr sein dürfen — er wolle nur einen kollegialischen Rat erteilen und zu bedenken geben, daß eine derartige Verletzung der katholischen Anschauungen leicht zu den Ohren eines Zeitungsmannes kommen und für die Schule und den evangelischen Geistlichen unangenehme Folgen in der katholischen Presse nach sich ziehen könne. — Mag nun auch der Grund zu einem solchen Auftreten noch so albern und der evangeliche Geistliche in unzweifelhaftem Recht sein, so gilt doch: Semper aliquid haeret, und das zweite mal tritt der katholische Geistliche schon weniger „kollegial", der Direktor schon „ängstlicher" auf und „zum Frieden mahnend", — natürlich nur den evangelischen Störenfried.

*) Ordensschulen scheinen allerdings durch die Begründung zu § 81 ausgeschlossen.

D H

Jenseits alles konfessionellen Haders kann heutzutage auf die Dauer nur römisch-katholisches Christentum stehen. Wer also angesichts des heutigen Katholizismus die Forderung eines interkonfessionellen Religionsunterrichts erhebt, redet von Dingen, die er nicht versteht. Wir fürchten, es kommt bei uns in Baden bald die Zeit, wodurch die ausschließliche Herrschaft des Staates auf dem Gebiete der Schule den Evangelischen so viel Schwierigkeiten bereitet werden, daß sie froh wären, sie könnten Konfessionsschulen erhalten — die ihnen aber dann nicht mehr werden bewilligt werden. Denn nur dort kann die Simultanschule in Segen wirken, wo die Leitung des Staates in gerechten, nicht aber in „allein seligmachenden" Händen liegt. Daß die Simultanschulen „thatsächlich ein versöhnendes Band in dieser konfessionell so zerrissenen Zeit sind," ist wahr, aber nur in sehr beschränktem Maße: eine Fülle von Reibereien zwischen evangelischen und katholischen Schülern und Lehrern, die jetzt die Konferenzen so mancher simultanen Lehranstalten verbittern, können ihrer Art nach nur in simultanen Schulen vorkommen. Wo aber thatsächlich von einem „versöhnenden Bande der Simultanschule" geredet werden kann, wird da dieser Einfluß nicht zu teuer bezahlt durch den Verzicht auf so manche mittelbare religiöse Einwirkung, z. B. in der deutschen Geschichts- oder Litteraturstunde und im Gesamtleben der Schule? Wir wollen kein Schlußurteil über die Simultanschule sprechen: es geht uns ein Stich durch Herz, so oft wir an dem Segen, den sie stiften könnte, irre werden müssen; solange eine einigermaßen beiden Konfessionen gerecht seiende Schulleitung vorhanden ist, möchten wir sie erhalten wissen, wo sie besteht; aber gewissermaßen einen **Glaubenssatz** des kirchlichen Liberalismus aus ihr zu machen, halten wir für unnötig und vor allem für gefährlich; solche Prinzipienreiterei, die oft um politischer Parteien und ihrer Vorurteile willen getrieben wird, blendet für eine nüchterne Betrachtung der Wirklichkeit."

**(Vom Protestantenverein)** Es ist nicht recht, wenn in manchen Kreisen und Blättern in einem Tone vom Protestantenvereine gesprochen wird, als wären seine Mitglieder allesamt eine vom Reformjudentum nicht unterscheidbare Masse. Wer nur die Protestantische Kirchenzeitung kennt, im Unterschiede vom Deutschen Protestantenblatt und von der Protestanten-Vereins-Korrespondenz, macht solches schnelle Aburteilen nicht mit. Und zu den erfreulichen Erscheinungen, die der kirchliche Liberalismus gezeitigt hat, gehört sein in mancherlei Formen erscheinendes Sonntagsblatt: Die Kirche. Da lesen wir in Nr. 6 nach einem Bericht über einen Vortrag im Bremer Protestantenverein über die geschichtlichen Thatsachen des Lebens Jesu, der „ein im Namen der liberalen Theologie erhobener lauter Protest gegen solche (Schwalbsche) Verunstaltungen des evangelischen Christentums" genannt wird, Folgendes:

„Der Protestantenverein sollte immer mehr seine Bekämpfung orthodoxer Anschauungen zurückstellen. Mag es vielleicht früher einmal seine Aufgabe gewesen sein, nach dieser Seite hin aufzuräumen und aufzuklären, in der Gegenwart hat er unbedingt den viel schöneren Beruf, unter möglichster Zurückstellung des Trennenden an der Seite der Orthodoxie in seiner Sprache, mit seiner Erkenntnis und von seinem liberalen Standpunkte aus gegen die Mächte des Unglaubens und der öden Negation fest und entschieden, warm und treu für die Heiligtümer des christlichen Glaubens einzutreten. Daß unsre Gesinnungsgenossen für diese von der Zeit gebieterisch gestellte Forderung positiven Wirkens ein Verständnis haben und gewillt sind, ihr nachzukommen, dafür war uns dieser Vortrag mit seiner warmherzigen Stellung zu der Persönlichkeit Christi ein erfreulicher Beweis."

Das sind treffliche Worte. R

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer D. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 9 der „Chronik der Christlichen Welt"**


# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

30 St. 1 Mk. 60 St. 2 Mk. **Konfirmationsscheine** 100 St. 3 Mk. 300 St. 9 Mk.
in hübscher Ausführung mit zwei Farben gedruckt. Drei Serien in je hundert verschiedenen Denksprüchen und Liederversen.
**Jährlicher Absatz 30—40000 Stück! Probeschein gratis.**
Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.
Bei vorheriger Einsendung des Betrages erfolgt die Zusendung portofrei.

Meine reiche Kollektion von
**Konfirmations-Scheinen**
ist durch Übernahme des rühmlich bekannten, bisher im Verlag von Morstatt, Schrodt & Co. erschienenen
**Konfirmations-Gedenkblattes**
nach Maler Th. Schüz erweitert worden.
E. Kaufmann, Lahr i. Baden.




## Erklärung.

In einem der Nr. 7 der Christlichen Welt beigelegten Verzeichnis ihrer neueren Publikation führt die H. Reuthersche Verlagsbuchhandlung in Berlin auf S. 1 zur Anzeige des „Handbuches der Symbolik" von Dr. H. Schmidt, Professor der Theologie in Breslau, eine Reihe von Besprechungen dieses Werkes aus verschiedenen theologischen Fachzeitschriften an, unter andern eine solche aus Nr. 10, 1891, der „Theologischen Litteraturzeitung" von Professor Dr. Lobstein. Aus dieser Besprechung wird eine Stelle, wie folgt, wiedergegeben: „Dagegen ist meines Erachtens den beiden letztgenannten Schriften (Oehler und Kattenbusch) gegenüber Schmidts Werk **in einem grundlegenden Punkte fraglos weit überlegen, ich meine in der allgemeinen Anlage und der Gruppirung des Stoffs.**"

In dem vorhergehenden Satze spricht aber Professor Lobstein nicht von Kattenbuschs Lehrbuch der vergleichenden Konfessionskunde; derselbe lautet wörtlich: „Nach dieser Seite hin wird namentlich der Student aus Oehlers Lehrbuch und selbst aus den Winerschen Tabellen sein positives Wissen unmittelbar bereichern können."

Und nun wird fortgefahren:

„Dagegen ist m. E. den beiden letztgenannten Schriften gegenüber u. s. f. Der Prospekt der Reutherschen Verlagshandlung, welcher in Parenthese neben Oehler auch „Kattenbusch" nennt, enthält somit eine **Entstellung der Lobsteinschen Recension.**

**Freiburg i. B. den 15. Februar 1892.**
**Akadem. Verlagsbuchhdlg. von J. C. B. Mohr.**
(P. Siebeck).


**Ein Pfarramtskandidat** mit absolv. einj. Seminarkursus sucht Stellung als Hauslehrer im In- oder Auslande. Gefl. Anerbieten an die Exp. d. Bl. unter G.

**Cand. theol.** Sem.-Kurs. absolv., s. Stellg. als Prädikant oder Hauslehrer. Gef. Anerb. M. S. postl. Rawitsch.

**Herzog's Realencyclopädie d. protest. Theologie.** 2. Aufl. 18 Bde. Hfrz. statt Mk. 216.— für **Mk. 130.**—;
**Menken, Homilien üb. d. Proph. Elias** statt Mk. 4.— für **Mk. 1.50**;
**Herzog's Kirchengesch.** 3 Teile. m. Ergänzungsbd. Kirchengesch. des XIX. Jahrh. statt Mk. 26.— für **Mk. 10.**—;
**Schenkel, Bibel-Lexikon,** 5 Bde. mit Abbild. und Karten statt Mk. 40.— für **Mk. 12.**—
☛ verkauft garantirt komplet und in gutem Zustand ☚
**Alfred Lorentz,**
Antiquariat und Sortiment,
**Leipzig,** Kurprinzstr. 10.
Vorteilhafteste Bezugsquelle für neue und alte theologische Bücher.
Spezialkataloge gratis.

Soeben erschien in unserm Verlag:
**Die Privatschule**
**nach dem Entwurfe des Volksschulgesetzes.**
**Ein Mahnwort eines Konservativen.**
Preis 50 Pf.
Die Schrift geht von **hoher und kompetentester Stelle** aus.
H. Reuthers Verlagshandlung in Berlin SW. 12
(H. Reuther & O. Reichard).

Als Passionsandachtsbuch wird angelegentlichst empfohlen:
**Kleines Passionale,**
das ist: Geschichte des Leidens und Sterbens unseres Herrn Jesu Christi nach Dr. Bugenhagens Zusammentragungen aus den 4 Evangelien, in Abschnitte zerlegt auf die 40 Wochentage der Fasten verteilt und mit kurzen Betrachtungen, passenden Liedern und Gebeten versehen. Von **G. K. A. Schulze,** Pastor in Walsleben. 2. Aufl. 1.—, Pappbd. 1.30, Kaliko 1.50 Mk.
**Verlag von Heinr. Feesche,**
Hannover.

**Heimstätte f. Waisen,** Eisenach i. Thür. Jederz. Aufn. v. Pred. u. gut. Fam. angeh. Töchtern. Vorb. event. Ausb. z. paff. Beruf u. Lebensziw. 400 Mk. p. an. Prosp. etc. d. Frl. **Mosche,** Georgenstr. 18.

# La Bocaina
**St. Felix-Cigarre mit Havana-Einlage**
allgemein beliebt
**elegante volle Form**
sehr gehaltvoll, dabei mild und lieblich.
**Preis per Mille Mark 72.—**
verpackt in 1/10-Kisten.
Von 200 Stück an portofrei zu beziehen von
**Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.**


Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig